Sonntag, 7. Juli 1929 15 Pfg. Erstes Morgenblatt 73. Jahrgang. Nr. 498

BEZUGS-PREIS Täglich drei Ausgaben, Sonntags und Montags zwei Ausgaben. Beilagen: Das Technische Blatt, Literaturblatt. Für Hochschule und Jugend. Sportblatt. Bäderblatt. Für die Frau. Bezugspreis in Deutschland monatlich M 6.— ausschließlich Bestellgeld, im Ausland nach dem Tarif der am Weltpostverein beteiligt. Postanstalt. Unter Streifband Portozuschlag. Einzelpreis: I. Morgenblatt 15 Pfg., II. Morgenblatt 15, Abendblatt 10 Pfg. ANZEIGEN-PREIS Mill.-Zeile 40 Pfg. Reklame M 3.— Stellengesuche 20 Pfennig. Familien-Anzeigen (von der Familie veröffentlicht) Doppelzeile 40 Pfg. / Platz- und Datenvorschrift ohne Verbindlichkeit

Störungen d. höh. Gewalt od. Ausstand berechtigen nicht zu Ersatzansprüchen.

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung) Fernsprecher Amt Hansa 9160-9175

und Handelsblatt

Begründet von Leopold Sonnemann

(Neue Frankfurter Zeitung) Postscheckkonto Frankfurt (Main) 4430

GESCHÄFTSSTELLEN und Generalvertretungen: Frankfurt a. M., Große Eschenheimer Straße 31-37, Schillerstr. 18-24. Berlin W9, Potsdamer Str. 133. Hamburg, Große Bäckerstr. 9. Köln a. Rh., Constantinstraße 67 u. Kaiser-Wilhelm-Ring 10. München, Perusastr. 5 u. O 9, Emeranstraße 20. Stuttgart, Poststr. 7. Hannover, Leisewitzstr. 53 A. Leipzig W 33, Goetzestraße 2. I. Erfurt, Viktoria-Straße 21. Wien I, Wollzeile 11. Zürich, Bahnhofstraße 78. Paris 8; 44, Rue de Lisbonne. London E. C. 1, Holborn Viaduct House, Haag-Voorburg, Dr. Blookerstraat 21. Brüssel, 47 Rue Montagne aux Herbes Potagères. New York, 164 Fifth Avenue. — Anfragen u. unverl. Einsendungen ist Rückporto beizufügen. Verlag und Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.

Die Rhodes-Scholars.

(Drahtmeldung unseres Korrespondenten.)

R. K. London, 6. Juli. In Oxford kamen gestern zahlreiche frühere Rhodes-Scholars aus dem britischen Imperium, Amerika und auch aus Deutschland zusammen, um das 25jährige Jubiläum der Einrichtung der Rhodes-Scholarsship zu feiern. Cecil Rhodes, dem es in erster Linie darauf ankam, die jungen Leute aus den beiden englisch sprechenden Nationen zusammen zu führen, hat in seiner Testamentsstiftung auch Deutschland, wenn auch in bescheidenerem Ausmaße, herangezogen, und es war seine Idee bei der Einfügung Deutschlands, daß „eine Verständigung zwischen den drei stärksten Mächten einen Krieg unmöglich machen werde und daß die Bande, die an die Erziehung anknüpfen, am stärksten sein werden". Vor dem Kriege gingen alljährlich drei deutsche Oxford-Scholars für je drei Jahre an die berühmteste der englischen Universitäten. Insgesamt gab es bis zum Kriege 57 deutsche Rhodes-Scholars, während die Gesamtzahl über 1500 betrug. Bei Kriegsbeginn setzte sich die englische Regierung über das Testament Cecil Rhodes' hinweg und strich die Deutschen aus der Liste der Berechtigten, und zwar war es die Absicht, sie dauernd fern zu halten, da die Hoffnung, die Cecil Rhodes mit ihrer Einbeziehung verfolgte, als fehlgeschlagen sich erwiesen hatte. Gleichwohl wurde auch in England der Ausschluß der Deutschen in demselben Maße bedauert, in dem die Erkenntnis wuchs, daß die Verständigung auf soliderer Basis als früher neu versucht werden müsse und daß sie heute bessere Aussicht auf Erfolg verspricht als damals. Man darf natürlich die Bedeutung der Beteiligung Deutschland an einer solchen Einrichtung nicht überschätzen, zumal sie sich nur auf einen sehr engen Personenkreis (der infolge der Art, wie man in Deutschland die Scholars auswählte, noch enger wurde) bezog. Aber die Beteiligung Deutscher war doch sehr wichtig als ein Symptom, und unzweifelhaft wurden im Laufe der Jahre Verbindungen hergestellt, die sehr wertvoll waren und die sich über den Krieg hinaus als nützlich erwiesen.

Die Bemühungen, Deutsche wieder zuzulassen, erwiesen sich bisher als vergeblich, aber heute, am 25. Jahrestag und nach der feierlichen Einweihung des neuen Rhodes-Hauss in Oxford konnte der frühere konservative Premierminister Baldwin, der einer der Treuhänder des Trusts ist, die erfreuliche Mitteilung machen, daß der Bann gegen die Deutschen soeben wieder aufgehoben worden ist und daß künftig (ab Herbst 1930) jährlich zwei deutsche Studenten zur „Rhodes-Scholarsship" zugelassen werden. Da das Stipendium für zwei Jahre gilt, werden also ständig vier deutsche Rhodes-Stipendiaten in Oxford sein können. Die Zahl ist kleiner als vor dem Kriege, aber man muß berücksichtigen, daß die Ueberfüllung des Oxford College so groß ist, daß selbst die Unterbringung dieser paar ausländischen Besucher nicht ganz leicht sein wird. Es ist anzunehmen, daß sich die Treuhänder bei der Auswahl der deutschen Bewerber der Ratschläge der früheren deutschen Scholars bedienen werden, wie das in ähnlicher Weise in Amerika üblich ist, wo jedoch ein besonderes Examen (dessen Ergebnis jedoch nicht bindend ist) verlangt wird. Mögen die Auswählenden dabei bedenken, daß wir in einem neuen Deutschland leben, das von einer breiteren Volksschicht getragen wird als in früheren Jahren.

Nach der Mitteilung Baldwins ergriff der Prince of Wales das Wort und gedachte der künftigen wie der früheren deutschen Scholars mit einigen freundlichen Worten. Auf der Gedenktafel am neuen Rhodeshaus finden sich auch die Namen der gefallenen deutschen Rhodes-Scholars eingemeißelt. Es sind nicht weniger als 10 Tote unter den 57 Deutschen.

Professor Brinkmann-Heidelberg sprach den herzlichen Dank aus für die an die deutschen Stipendiaten gerichtete Einladung zur Teilnahme an dieser bedeutsamen Feier. Er betonte, daß die Beziehungen zwischen den englischen und den deutschen Universitäten bereits seit einiger Zeit wieder aufgenommen worden seien und daß ein, wenn auch vorläufig noch beschränkter Austausch von englischen und deutschen Studenten seit einigen Jahren erfolgreich durchgeführt werde. Bei den meisten internationalen Kongressen, fuhr der Redner fort, haben wir deutschen Professoren unsere englischen Kollegen als unsere zuverlässigsten und weitherzigsten Freunde und Anhänger bei der Wiederherstellung internationalen wissenschaftlichen Verkehrs gefunden. Die Kunst friedlichen Reichsaufbaues ist weiterhin eine der größten Lehren, die auf der ältesten der britischen Universitäten gelernt werden kann, und in dieser Hinsicht ist, dessen bin ich sicher, der Inhalt des Testaments Rhodes, statt seine Bedeutung für den Bürger der deutschen Republik verloren zu haben, neuer und hoffnungsvoller Auslegungen fähig.

Athen, 6. Juli. (Europapreß.) Der Schiedsgerichts- und Freundschaftsvertrag zwischen Griechenland und Rumänien ist in Athen unterzeichnet worden.

Französischer Ministerrat.

Ablehnung der Ausschußbeschlüsse.

Paris, 6. Juli. (Wolff.) In dem heute vormittag abgehaltenen Ministerrat wurde beschlossen, daß die Regierung gegenüber den Beschlüssen des Finanzausschusses und des auswärtigen Ausschusses der Kammer über die Ratifizierungsfrage an ihrer vor diesen Ausschüssen wiederholt dargelegten Auffassung festhält. Der von den Ausschüssen angenommene Text wurde einmütig als unannehmbar betrachtet. Die Regierung wird sich bei der Beratung in der Kammer ausführlich zu dieser Frage äußern.

Die deutsch-persischen Verträge.

‡ **Berlin,** 6. Juli. Die am 17. Februar d. J. in Teheran unterzeichneten Verträge zwischen Deutschland und Persien sind jetzt dem Reichstag zur Beschlußfassung zugegangen. Es handelt sich um einen Freundschaftsvertrag, ein Niederlassungsabkommen und um ein Handels-, Zoll- und Schiffahrtsabkommen. Die neuen Verträge sind notwendig geworden, da die persische Regierung am 10. Mai 1927 sämtliche mit fremden Staaten bestehenden Verträge, die Bestimmungen über Fremdenvorrechte, sogenannte Kapitulationen, enthielten, oder in denen sich eine hierauf bezügliche Meistbegünstigungsklausel befand, mit einjähriger Frist gekündigt hat. Zu den künftigen Verträgen gehört auch der deutsch-persische Vertrag von 1873. Seit dem 15. Mai des vorigen Jahres galt zwischen Deutschland und Persien ein Provisorium, es soll jetzt durch die neuen Verträge ersetzt werden. Persien hat am 6. Februar 1928 ein Zolltarifgesetz erlassen, das Minimal- und Maximalsätze enthält und dessen Maximaltarif für alle Länder gelten soll, mit denen das Land keine Zollverträge abgeschlossen hat. England und Rußland haben sich bereits in Verträgen mit der Anwendung des persischen Minimaltarifs einverstanden erklärt. Die neuen deutsch-persischen Verträge bauen sich grundsätzlich auf der Meistbegünstigungsklausel und der Inländerbehandlung auf, die Kapitulationen spielen darin natürlich keine Rolle mehr. Aufrecht erhalten bleibt aber die persische Erklärung über die Rechtsgarantien der Deutschen in Persien, die in einer Note vom 15. Mai 1928 abgegeben wurden. Sie gibt den Deutschen in Persien eine Reihe von wichtigen Sicherungen, indem sie sie insbesondere den islamischen geistlichen Gesetzen und Gerichten entzieht, die Zuständigkeit der Polizeigerichte stark beschränkt, die Verhängung von Körperstrafen ausschließt, die Schuldhaft der europäischen Regelung angleicht und schließlich generell bestimmt, daß für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten mit Deutschen und im allgemeinen auch für Strafsachen, an denen Deutsche beteiligt sind, nur die dem persischen Justizministerium unterstehenden Gerichte zuständig sind. Zolltarifabreden enthält der Handelsvertrag mit Persien nicht.

Der Kanaltunnel.

RK London, 5. Juli. „Daily Mail" sagt in einem Leitartikel, daß gestern Mr. Thomas die Absicht der Regierung ausgesprochen habe, den Beginn des Kanaltunnelbaus zu beschleunigen, und das Blatt spricht seine Genugtuung darüber aus. Dieser Artikel könnte so verstanden werden, als habe die Regierung sich für den Tunnelbau bereits entschieden. Dies ist jedoch nicht der Fall, sondern M. Thomas sagte im Unterhaus lediglich, daß er dafür sorgen werde, daß der Bericht der Kommission, die die Frage prüft, möglichst beschleunigt fertiggestellt werde, denn wenn der Bau überhaupt beschlossen wird, ist seine Beschleunigung mit Rücksicht auf die Arbeitslage in England wünschenswert. Der Bericht der Kommission werde nicht vor Ende des Jahres verfügbar sein. Dann erst wird die Regierung zu der Frage des Tunnelbaus Stellung nehmen. Mr. Thomas bestätigte nach einer Zwischenfrage, daß das Komitee entsprechend der von der konservativen Regierung gemachten Ankündigung erst die wirtschaftlichen und dann die strategischen Gesichtspunkte berücksichtigen werde.

Die spanische Verfassungsreform.

Madrid, 6. Juli. (Europapreß.) Der Gesetzentwurf über die Reform der spanischen Verfassung, der heute der Nationalversammlung vorgelegt wird, ist veröffentlicht worden. Die Hauptpunkte des elf Kapitel und 104 Paragraphen enthaltenden Dokuments sind: Als Staatsreligion wird die katholisch-apostolische und die römisch-katholische erklärt. Anderen Religionen wird jedoch vollständig freie Betätigung zugesagt mit der Einschränkung, daß jedoch nur öffentliche Demonstrationen der Staatskirche erlaubt sind. Besonders hervorzuheben ist, daß das Parlament nur eine Kammer erhält und der Senat nicht mehr einberufen werden soll. — Um die Aussprache über die Reformbewegung durch Kritiken nicht zu hemmen, hat die spanische Regierung sogar die Zensur für die Berichterstattung an ausländische Zeitungen in dieser Frage aufgehoben.

Ostelbien in Not!

Krisis der ostdeutschen Wirtschaft. — Landflucht. — „Raum ohne Volk"?

Von **Ernst Lemmer,** Mitglied des Reichstags.

Stolp (Pommern), im Juni.

Die „Frankfurter Zeitung" hat dankenswerterweise immer wieder auf die Dringlichkeit der ostdeutschen Probleme für unsere nationale Politik hingewiesen. Sie hat durch die ins Wesentliche gehenden Aufsätze von Feiler und Guttmann erheblich dazu beigetragen, gerade auch in West- und Süddeutschland Interesse für die schweren Sorgen und ernsten Gefahren zu wecken, denen die östlichen Gebiete ausgesetzt sind. Wohl kennt auch der Westen Deutschlands seine Not, die fremde Militärbesatzung bedrückt ihn, aber ich, der ich als gebürtiger Rheinländer die Verhältnisse im Westen und Osten gleich gut kenne, muß bestätigen, daß es für die ostdeutsche Wirtschaft und Kultur bald ums Ganze geht. Hätten wir nicht das Glück, daß die Reichshauptstadt, mit ihren Millionen von Menschen weit vorgeschoben, näher der Oder als der Elbe, im ostelbischen Krisengebiet läge, um immer wieder neue Widerstands- und Kraftströme nach allen Seiten hin ausstrahlen zu lassen, ich glaube, die Krise hätte auch nach außen sichtbar schon längst katastrophale Formen angenommen. Dabei ist charakteristisch, daß die übrigen Großstädte Ostelbiens etwa nicht eine der Reichshauptstadt ähnliche Funktion im Osten erfüllen können, sondern selbst, wie die Landbezirke und Kleinstädte ringsum, geradezu Krisenzentren geworden sind. Die überragende Bedeutung von Stettin, Breslau und Königsberg als internationalen Umschlagplätzen für die Wirtschaft Ost- und Südosteuropas ist zum Teil verloren. Nach der Statistik der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung stehen die Arbeitslosenzahlen von Stettin und Breslau an der Spitze der deutschen Großstädte.

Der Versailler Vertrag hat den Osten Deutschlands aufs stärkste getroffen. Ohne Rücksicht auf wirtschaftliche Zusammenhänge sind zwischen Oder und Weichsel neue Grenzpfähle gesteckt worden, die den Organismus der ostdeutschen und wohl auch der osteuropäischen Wirtschaft strangulierten und blühendes Leben zerstörten. Die politischen Grenzen wurden zu wirtschaftlichen Barrikaden — nicht ohne Schuld von beiden Seiten — erweitert. Die Lage mancher hart an der neuen Grenze liegenden Städte ist verzweifelt geworden. Doch hätte es gar keinen Sinn, wollten einzelne Städte und Bezirke des deutschen Ostlandes von ihrer engeren Not und deren Ursachen in vordringlichem Eifer allein sprechen. Denn wenn zum Beispiel Stettin seine große Not hat, wenn dort im Jahre 1927 der Güterumschlag des Hafens nur 64 Prozent des Friedensumschlages erreichte, während Hamburg den vollen Friedensumschlag aufzuweisen hat, Danzig sogar ein Vielfaches der Friedensziffer gewinnen konnte und der neue polnische Seehafen Gdingen mit rund 1½ Millionen Tonnen im Jahre 1928 gänzlich neu entwickelt ist, so ist doch letzten Endes alles auf die gleichen und allgemeinen Ursachen zurückzuführen. Es gibt nur ein Gesamtproblem und eine Gesamtlösung. Auf diese kann die deutsche Politik nicht verzichten, ihr nähern wir uns nicht, wenn wir noch so guten Willens „Ostpreußenhilfe" oder „Schichau-Sanierung" oder sonst ein Einzelnes veranstalten mögen. Das Gesamtproblem ist darin gegeben, daß das deutsche Ostland in der Gegenwart nicht alle deutschen Bewohner zu halten und heimatlich zu verwurzeln vermag.

*

Die Wanderungsbewegung deutscher Menschen aus den ostelbischen Agrarprovinzen hat einen katastrophalen Umfang angenommen. Allerdings scheint es so, als ob sich große Teile der deutschen Oeffentlichkeit von den Auswirkungen bisher kaum klare Vorstellungen machten.

Der agrarische Osten unseres Landes entvölkert sich. Das war schon so in der Zeit vor dem Kriege. In zehn Jahren (1900—1910) erlitten die alten Provinzen des Ostens, Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen und Schlesien einen Wanderungsverlust von dreiviertel Millionen Menschen. Die Abwanderung aus den beim Reich verbliebenen ostelbischen Gebieten hat sich aber in der Nachkriegszeit gefahrvoll verstärkt. Die Betriebs- und Volkszählung vom 1. Juli 1925 stellte fest, daß von 1919 bis zum 1. Juli 1925 allein aus der Provinz Ostpreußen 158 000 Menschen fortgewandert sind. Die Zahlen über die übrigen Ostprovinzen zeigen kein wesentlich günstigeres Bild. So sind im gleichen Zeitraum z. B. aus der Provinz Pommern 70 000 Menschen fortgewandert. Und seitdem dürfte sich das Bild bis auf den heutigen Tag eher noch nach der ungünstigen Seite hin verschoben haben. Folgende bisher nicht veröffentlichte Zahlen lassen das mit erschreckender Deutlichkeit erkennen:

In den beiden Jahren 1926 und 1927 sind im hinterpommerschen Regierungsbezirk Köslin 1926 Menschen aus der Land- und Forstwirtschaft in die Stadtbezirke abgewandert. Nach den neuesten statistischen Feststellungen sind aber allein in den ersten sechs Monaten des Jahres 1928 1164 Menschen in der gleichen Weise abgewandert. Fernerhin sind in den beiden Jahren 1926 und 1927 aus den land- und forstwirtschaftlichen Berufen des Regierungsbezirks Köslin 4339 Menschen aus ihrer Heimat überhaupt nach Mittel-, Westdeutschland oder gar nach Uebersee fortgewandert, und wiederum allein in den ersten sechs Monaten des Jahres 1928 2779 Menschen. Diese Vergleichszahlen lassen deutlich erkennen, daß sich seit Anfang des Jahres 1928 die Wanderungsbewegung noch verstärkt hat.

Die Zahlen geben Grund genug, die deutsche Oeffentlichkeit wirklich zu beunruhigen. Denn dieser gefährliche Wanderungsstrom kommt aus Gebieten, deren Bevölkerungsdichte an sich schon stark unter dem aller übrigen deutschen Landesteile liegt. Die ostdeutschen Grenzgebiete werden immer menschenärmer, immer weniger Menschen kommen auf einen Quadratkilometer Land. Schon im Jahre 1913 kamen in Pommern 59 Einwohner, in Ostpreußen 57 Einwohner auf 1 Quadratkilometer, während damals in Preußen insgesamt 124 Einwohner auf 1 Quadratkilometer kamen. Inzwischen ist die Bevölkerungsdichte weiter zurückgegangen. Der hinterpommersche Kreis Rummelsburg wird mit 27 Einwohnern auf 1 Quadratkilometer allmählich in den bewohnten europäischen Kulturgebieten einen bevölkerungspolitischen Tiefstand erreicht haben. Man wird sich nicht damit beruhigen können zu sagen, daß die Agrarbezirke im allgemeinen geringer bevölkert seien als die Industriebezirke. Denn schließlich kamen in den reinen Agrarbezirken Westfalens 1925 134 Einwohner auf 100 Hektar Landes, während in Pommern in den Landbezirken nur 38 Einwohner.

*

Im Frühjahr und im Herbst ziehen die Landflüchtigen westwärts, man sieht sie in Zügen auf den großen Verkehrsstraßen und auf den Bahnhöfen. Sie hoffen, in den großen Städten, an Rhein und Ruhr, oder auch in fernen Erdteilen eine neue und ausreichende Existenz zu finden, die sie in der Heimat entbehren. Leider fehlt über die berufliche und soziale Herkunft solcher heimatmüden Wanderer eine zuverlässige Statistik. Gewiß dürften die Landarbeiter das Hauptkontingent stellen, aus wohl begreiflichen Gründen. Das Gros der ostelbischen Landarbeiterschaft hat in der Lebenshaltung wie im Arbeitsrecht den Anschluß an die fortschreitende Entwicklung der sonstigen Arbeiterschaft nicht zu vollziehen vermocht, es ist vielfach dort stehen geblieben, wo seine Väter schon im vorigen Jahrhundert standen. Selbst die Republik, die der industriellen Arbeiterschaft einen mächtigen Auftrieb zur sozialen und kulturellen Höherentwicklung gegeben hat, hat ihnen diese Pforte bisher nicht zu öffnen vermocht. Die soziale und kulturelle Differenzierung, die heute zwischen dem Lebenshaltungsniveau des industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiters besteht, löst die Spannung aus, die den stärksten Antrieb für jene unheimliche Landfluchtbewegung gegeben hat. Der landwirtschaftliche Großgrundbesitz wird infolgedessen nicht von der Verpflichtung entbunden werden können, seiner Arbeiterschaft zeitgemäße und würdige Wohnungs- und Arbeitsverhältnisse zu gewähren. Auf den polnischen Arbeiter kann er seine Produktion nicht ausschließlich stützen. Schon jetzt haben wir mit 170 000 mehr als genug polnische Arbeiter im Lande. In wiederholten Unterredungen habe ich übrigens die Beobachtung machen können, daß die meisten fortwandernden Landarbeiter vorwiegend dem unerträglichen „Hofgängerunwesen" gewichen sind. Das verpflichtet ihn nämlich in den Arbeitsverträgen, nicht nur sich selbst zur Arbeitsleistung dem Gutsbesitzer zur Verfügung zu

---

Aus dem Inhalt dieser Ausgabe:

Im allgemeinen Teil:
Ernst Lemmer: Ostelbien in Not!
R. K.: Die Rhodes-Scholars.

Im Handelsteil:
Die amerikanisch-russischen Handelsbeziehungen.

Im Feuilleton:
Heinrich Simon: Diez 1329—1929.
Albert Ehrenstein: Die Mumie der Kleopatra.

Diez.

1329—1929.

Von **Heinrich Simon.**

Sechshundert Jahre sind selbst für eine westliche deutsche Stadt ein respektables Alter! Und wenn man von den Heimatkundigen erfährt, daß Karl der Große die fränkische Siedlung Theodissa = Diez einer Abtei in der Eifel geschenkt habe, somit also die Ahnenkette noch um weitere 540 Jahre zurückreicht, so zieht man den Hut vor solcher Ehrwürdigkeit.

Aber was nützt einem alles Wissen um die Geschichte, wenn das Auge nicht daran teilnimmt. Die erbarmungslose Zeit zerstört die Wahrzeichen der Vergangenheit. Selbst da, wo kein tatendurstiger Planer mit dem Rasiermesser über die Wangen des städtischen Bodens bedenkenlos dahinfährt, ist es beinahe unmöglich, konservierend und zugleich zeitgemäß zu sein. Vor dem Verstande ist der Mut zur völligen Zerstörung alles Gewesenen und zum entschlossenen Neuaufbau das einzig logische und richtige in einer Zeit, in der jeder Bub seine sämtlichen Ahnen samt ihren schön gemalten Konterfeien plus geschnitztem Mobiliar und silbernem Gerät ohne mit der Wimper zu zucken auf dem Altar eines göttlichen Achtzylinders opfert. Aber wir Uebergängler von der alten zur neuen Zeit können unser Gefühl nicht so ganz ad acta legen. Wir fühlen noch Vergangenheit und gönnen dem Auge die Lust der Erinnerung.

Es wird immer wieder magnetisch zu dem Schlosse hingezogen, das einen Porphyrfelsen inmitten des Städtchens krönt und das in seiner steinernen und steilen Getürmtheit selbst wie ein Stück Fels ist, wie die Erfüllung des Gesetzes, das ihn aus der Sohle des sanft geränderten Tales trotzig und zackig in die Höhe trieb. Es ist dieses alte Schloß so Natur geworden, daß man seinen Stil wie etwas gleichgültig gewordenes empfindet und fast übersieht. Dabei ist wohl kein mittelalterliches Schloß so unversehrt bis auf diesen Tag geblieben. Man spürt solche originale Fassung, man spürt, daß hier keine Restauratorenhand vergebliche Wiederbelebungsversuche anstellte. Es ist wirklich „aus der Zeit". Und darum über aller Zeit.

Weil der Fels, auf dem es steht, so steil ist und die Stadt sich von alters her ganz dicht an ihn heranschob, ist das Schloß immer über der Stadt. Ehemals drohendes Herrenzeichen, heute krönendes Bürgerzeichen. Ihr heldisches Wappen und ihre steinerne Standarte.

In dem von einem Diezer „Mädle" verfaßten Festspiel, das zu seinen Füßen auf dem Rathausplatz von einigen Schauspielern des Frankfurter Künstlertheaters und vielen Diezer Bürgern und Bürgerinnen dargestellt wurde, bildet den Höhepunkt eine Szene, in der Herzogin Sophie Hedwig, die Verweserin ihres vom 30jährigen Kriege heimgesuchten Landes, Stadt und Schloß durch ihre Besonnenheit vor sicherer Plünderung und Verwüstung rettet. Sie läßt sich nicht von falschem Ehrgefühl zu sinnlosem Widerstand gegen das anrückende spanische Heer verleiten. Sie öffnet die Tore, aber in so stolzer und zugleich menschlicher Art, daß der einziehende Kardinalinfant entgegen den damals üblichen Methoden bis zum Abzug der Truppen Stadt und Schloß, Leben und Eigentum ihrer Bewohner unter seinen persönlichen Schutz stellt. So ist in das trotzige und stolze Wappen der Stadt unsichtbar und dennoch spürbar Klugheit und Menschlichkeit hineingewoben. Und ihre Geschichte hört sich an wie eine schöne und beispielgebende Legende.

Bis auf diesen Tag.

*

In dem die Feiertage eröffnenden akademischen Akt im Ehrenhofe des Schlosses Oranienstein war wie in einem Zauberglas alles an Vergangenheitswürdigung, Gegenwartserfassung und Zukunftszielsetzung vereint, so daß diese Stunde zur Deuterin des Schicksals der Stadt wurde. Zur Deuterin ihrer Legende. Dieses andere zur Stadt gehörige Schloß liegt eine Lahnkrümmung von ihr entfernt, durch eine Anhöhe getrennt, die heute von der wachsenden Stadt langsam in ihren Wohnkreis gezogen wird. Es ist wieder eine Frau, die diesen Platz mit sicherem Gefühl für die anmutige Schönheit des Geländes ausgesucht hat: Fürstin Albertine von Nassau-Diez. Ein edler Barockbau, von der Frau ihres Sohnes, zugleich der Fortsetzerin ihrer großzügigen städtebaulichen Pläne, im Sinne des 18. Jahrhunderts erweitert und reizvoll geschmückt. Diese Albertine muß eine zielbewußte Dame gewesen sein. Sie hat, wie aus einem aufschlußreichen Artikel des Regierungsbaumeisters Schäfer in der ausgezeichneten Festausgabe der Diezer Zeitung hervorgeht, nach einem einheitlichen Plan unter Gewährung wesentlicher Vorteile gleichsam eine neue Stadt an die alte, überkommene herangeschoben. Aber sie hielt auf strikte Befolgung der Bauvorschriften: „Nach dem gemachten reglement sollen in hiesiger Neustadt die neue aufbauenden Häuser in einer Länge, Breite und Höhe sein. Sonst ist unsere Willensmeinung, daß die Häuser auf dem Markt fornen bis in den Giebel zu mehrerer Zierde nicht von Holz und Leim, sondern von lauter Mauerwerk aufgeführt werden. Vor allem aber soll unserem reglement gefolgt, und die abgezielte regularität beobachtet werden." Sie hatten es leichter, die gefürsteten Herren und Damen der Autokratie, die „regularität" durchzusetzen, als die Bürgermeister des späteren 19. Jahrhunderts, in der ein Gernegroß-Individualismus die Straßen der Städte zu einem Museum des Ungeschmacks verwandelte. Und wenn jetzt mancher, ob der nunmehr auch ohne fürstliche Befehle sich durchsetzenden „regularität" der Häuser und ihrer Ein- und Unterordnung in die Gesamtplanung sich entsetzender Spießer von der guten, alten Zeit spricht, so sei er beim Worte genommen und darauf verwiesen, das die fortschrittlichen in jener guten, alten Zeit genau so „regulär" dachten wie unsere Neuerer.

Aber dieses Schloß Oranienstein hatte zwischen Vergangenheit und Gegenwart noch eine Periode, in der es nicht von friedliebenden und kunstsinnigen Damen bewohnt war: 1867 wurde es Kadettenanstalt. Und der männliche, auf Drill und Prosa eingestellte Geist, der damit die heiteren, musischen Räume bezog, dokumentierte sich sofort durch den Anbau zweier Vorderflügel in jenem barbarischen Baustil, der ganz Deutschland mit Kasernen, Postämtern und andern Amtsgebäuden beglückte. Es war die Zeit, in der Nassau-Diez preußisch wurde. Danach kam, wie überall in Deutschland, so auch für Diez eine Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs. Das wurde mit historischer Objektivität auch in den Erinnerungs-Reden der Diezer festgestellt. Auch was die Stadt wirtschaftlich der Garnison verdankte. Aber die Morgengabe grauer Kasernen und ihres strammen Geistes war damals sicherlich von nicht leicht verwundenem Schmerz begleitet.

Nimmt man den Weg nicht der Lahn entlang — dort, wo sie einen Bogen macht, steht der früher als Meierei zum Oraniensteiner Schlosse gehörige Hof, in dem Frau von Unruh mit ihren Töchtern lebt, die Witwe des Generals, die Mutter des Dichters, der dem Kriege und dem Kasernengeist zum glühendsten und feurigsten, fast möchte man sagen, zu seinem soldatischsten Widersacher wurde — nimmt man den Weg, der über die Höhe führt, so passiert man einen kleinen Friedhof, in dem die im großen Kriege gefallenen Diezer Söhne ihre Ehrenruhe gefunden haben. Er ist ein Teil einer alten Pflanzung, mit gewaltigen Bäumen. Wie ein heiliger Saal. Er liegt auf dem vorgeschobensten Stück des Hügels und hängt über der Landschaft wie das Schloß über der Stadt. Ich kenne kein schöneres und ernsteres Denkmal für die Gefallenen, wie diesen Platz. Ganz vorn an der Brüstung liegen drei Gräber dicht nebeneinander: die Gräber dreier Brüder, die kurz hintereinander fielen . . . In der ehemaligen Kadettenanstalt Oranienstein werden heute nicht mehr Menschen zu einem Leben erzogen, dessen sinnloser Sinn aus diesen Gräbern spricht.

Einige Schritte von diesem Hain entfernt ist in offenerer Landschaft ein Stück Feld umzäunt. Der Zaun ist schadhaft, das Feld ungepflegt. Da und dort ein Strauch verwildeter Rosen. In einer Ecke wieder eine Reihe von Gräbern. Mit kleinen Halbmonden aus Holz geschmückt. Sie sehen nicht so aus, als ob sich jemand um sie kümmert. Marokkanergräber aus der Zeit der Besetzung von Dietz durch die Franzosen. Eine schlimme Zeit. Manchmal fast so viel Besatzung wie Einwohner. Kein Diezer wird mit guten Gefühlen an diesen Gräbern vorübergehen. Wer es miterlebt hat, kann das begreifen. Aber es war die gleiche Geißel, die sie und die auf dem schön gepflegten Friedhof schlug. Es war sicher nicht ihr freier Wille, es war die Geißel, die sie zwang, fern von ihrer Heimat, in einem für sie mörderischen Klima die „Kasernen der Gewalt" noch eine Weile ihrem mörderischen Sinn gemäß zu füllen.

In der Tiefe ruhen alle nebeneinander, Brüder eines Schicksals.

*

Als der Bürgermeister der Stadt in seiner Rede, die in vorbildlicher Weise, ohne bei Nebensächlichem zu verweilen, die reiche Geschichte der Stadt durch die Jahrhunderte hindurch wie eine schöne Chronik vor uns abrollte, sprach er auch über jene schlimme Zeit des besetzten Diez, und wie treue Freunde im Ausland, in Amerika, in den Niederlanden, in der Schweiz geholfen hätten. Dabei wandte sich sein Blick fast zärtlich der ersten Reihe der Zuhörer zu, in der neben einigen amtlichen Staatspersönlichkeiten die ausländischen Ehrengäste des Festes saßen. Und der Blick blieb einen Augenblick haften auf einer alten Frau. Wieder war es eine Frau, die, diesmal von außen, tätig in das Schicksal der Stadt eingegriffen hatte. Die Frau eines Diezers namens Seher, der vor Jahrzehnten nach Amerika ausgewandert war, und dessen Liebe zu seiner Heimatstadt nach seinem Tode sich in seiner Witwe durch viele Wohltaten offenbart hat, die sie in Kriegs- und Nachkriegszeit der Stadt erwiesen. Die über Siebzigjährige war mit Tochter und Enkelin eigens von Amerika gekommen, um an diesem Feste teilzunehmen. Sie war bis dahin anonyme Wohltäterin gewesen. Nun mußte sie es zulassen, daß ihr Name und ihre gute Tat ruchbar wurde im Land. Würdevoll und doch bescheiden saß sie da, empfing später aus der Hand des Bürgermeisters eine schöne silberne Medaille, die in nur wenigen Exemplaren angefertigt, einigen Freunden zur Erinnerung verliehen wurde. Eine amerikanische Bürgerin in der Heimat ihres Mannes, einer kleinen deutschen Stadt, in dem Hofe eines ehemaligen Fürstenschlosses, das, Jahrzehnte dem Kriegshandwerk geweiht, nunmehr als großzügige Kulturstätte mancherlei geistigen Zwecken dienend, den rechten Hintergrund für eine friedliche Feier der alle Grenzen sprengenden Humanitas abgab.

(Schluß folgt.)

…llen, sondern es wird ihm gleichzeitig auferlegt, eine gewisse Anzahl von sogenannten Hofgängern zu stellen, die er in sein Familienleben aufzunehmen hat. Selbst vor der Heiligkeit des Familienlebens macht also dieses geradezu mittelalterliche Arbeitsvertragsrecht nicht halt.

Aber nicht nur die Landarbeiter werden vom Wanderungsstrom erfaßt. Teilstatistiken lassen mit erschütternder Deutlichkeit erkennen, daß alle Volksschichten in ihrer Existenz aufgelockert sind und immerfort den Strom der fortwandernden Heimatmüden verstärken. Die dem Erstgeborenen nachfolgenden Bauernsöhne, die früher oft in den Heeresdienst gehen konnten, nun aber den väterlichen Hof verlassen müssen, sind als Typen der Wanderungsbewegung charakteristisch geworden. Die Zuspitzung kommt dadurch zum Ausdruck, daß auch bisher selbständige Existenzen aus den landwirtschaftlichen Berufen und aus den Reihen des gewerblichen und kaufmännischen Mittelstandes wirtschaftlich entwurzelt werden und gleichfalls westwärts zu wandern beginnen. Auch zahlreichen Kleinbauern, Küstenfischern, Kaufleuten und Gewerbetreibenden will die Heimat keine ausreichende Existenz mehr gewähren.

*

Die Menschen müssen im Osten bleiben, wo sie sind. Darauf kommt es in erster Linie an. Es hängt nicht so sehr davon ab, ob hier und da einmal einige Hundert schwäbische oder hessische Bauern in Pommern oder in Ostpreußen angesiedelt werden können. Ich will damit keineswegs die Notwendigkeit der Siedlung leugnen. Ganz im Gegenteil! Sie müßte planmäßiger, in größerem Rahmen und reichlicher finanziert als bisher durchgeführt werden. Aber zwingender noch als die Heranziehung von Leuten aus dem Westen ist die Aufgabe, diejenigen, die im Lande wohnen und bodenständig sind, in ihrer Existenz zu sichern.

Mindestens so wichtig wie die Neusiedlung ist die in der Sache einfachere und billigere Anliegersiedlung. Wieviele verzweifelte landhungrige Kleinbauern und notleidende Küstenfischer sind mir im letzten Winter in meinem Wahlkreis Pommern begegnet, die auch schon an ein Fortwandern dachten, weil sie nicht darauf warten konnten, bis ihnen ihr Landbesitz seinem Umfang nach eine volle Ackernahrung gewährt! Sollen sie zu Zehntausenden entwurzelt werden, soll man sie ihrem Schicksal überlassen? Für die Sanierung eines zum Teil kaum noch lebensfähigen Großgrundbesitzes sind in den letzten Jahren insgesamt viele Hunderte von Millionen Mark — und nicht einmal immer gerecht und zweckmäßig — mit vollen Händen und gar nicht mit der sonst üblichen bürokratischen Vorsicht aus den Kassen des Staates bereitgestellt worden. Man verlängerte für einen kurzen Zeitraum und mit künstlichen Mitteln das Leben von z. T. lebensunfähigen großlandwirtschaftlichen Betrieben, verschleppt dadurch außerdem noch die längst fällige Agrarreform in Ostelbien, dessen Not und Krisis doch sicherlich auch darauf zurückzuführen ist, daß bisher eine volkswirtschaftlich gesunde Mischung von Groß- und Kleinbesitz noch nicht erreicht werden konnte. Aber für die Anliegersiedlung fehlt das Geld, obwohl sie bei bescheidenem Aufwand zahlreiche Kleinbetriebe wirtschaftlich dauernd gesund machen und der unheilvollen Landflucht Einhalt gebieten könnte. Die Zahl solcher landwirtschaftlichen Kleinbetriebe, die unterhalb der Größe einer vollen Ackernahrung liegen, wird in der Oeffentlichkeit meist unterschätzt. Stellte doch die Betriebs- und Volkszählung vom 1. Juli 1925 die Zahl der anliegersiedlungsbedürftigen Kleinbetriebe allein in den beiden schlesischen Provinzen mit über 150 000 fest. In den übrigen ostelbischen Provinzen liegen die Verhältnisse ganz ähnlich. Höchstens, daß sich die Problemstellung für Pommern und wohl auch für Ostpreußen noch dadurch verschärft, daß sich dort viele Tausende von Küstenfischern in furchtbarer Not befinden. Auch ihre Not könnte wirksam gelindert werden, wenn ihnen durch die Anliegersiedlung Land zur Verfügung gestellt würde, damit die hier zweckmäßige und notwendige Verbindung zwischen Küstenfischerei und landwirtschaftlicher Arbeit herbeigeführt werden könnte.

Die Siedlungsergebnisse sind bisher dürftig geblieben. Auf die Ursachen und organisatorischen Mängel hat die „Frankfurter Zeitung" wiederholt hingewiesen. Polen hat in den letzten zehn Jahren, vorwiegend an seiner Westgrenze, über eine Million Hektar Land unter die Siedlung gebracht, Deutschland im gleichen Zeitraum östlich der Elbe kaum 200 000 Hektar. Unendlich mehr könnte erreicht werden, wenn statt großzügiger, falsch angewandter Subventionen geringere Beträge als bisher, aber dafür planmäßig und volkswirtschaftlich sinnvoll, als Mittel für eine einheitliche und großzügige Siedlungs- und ganz besonders auch Anliegersiedlungspolitik gegeben würden. Wenn dann außerdem der wirtschaftlich gefährdete Osten Deutschlands verkehrspolitisch vom Staat besonders betreut werden könnte, so käme man eher an die Wurzeln des Uebels heran. Verkehrsnot und Menschennot sind hier eins.

*

In einer mehr als seltsamen Kundgebung des Hinterpommerschen Ostmarkenvereins liest man, daß im Jahre 1928 aus dem hinterpommerschen Regierungsbezirk Köslin mehr als „3500 wehrfähige Männer" fortgewandert seien. Das bedeutet, so meinen naiv die Propheten dieser überflüssigen Ostmarkenvereine, daß „im Falle eines Krieges mit Polen in Hinterpommern drei kriegsstarke Regimenter" fehlen würden. Das sind wirklich primitive Gedanken! Was fehlen würde — und das wäre wirklich erst eine ernstliche Gefährdung der deutschen Grenzlande im Osten —, das sind die fleißigen und zukunftsfrohen Menschen, ohne die das Deutschtum in der Ostmark wirtschaftlich und kulturell entwurzelt wird. Die Landflucht muß zum Stillstand kommen, koste es, was es wolle! „Raum ohne Volk" ist an der deutschen Ostgrenze national gefährdet.

Abschluß des Genossenschaftstages.

Die Vereinheitlichungs-Fragen.

(Privattelegramm der „Frankfurter Zeitung".)

✠ Königsberg, 5. Juli. Die zweite öffentliche Hauptversammlung des 42. Deutschen Landwirtschaftlichen Genossenschaftstages begann mit einem Referat des Geheimrats Hohenegg (München) über die

Vereinheitlichung des Genossenschaftswesens.

Hohenegg stimmte der Auffassung des Ministers Dietrich zu, daß man bei der Grenzziehung zwischen Sanierung und Rationalisierung nicht engherzig vorgehen dürfe; wenn durch die Rationalisierung nicht ein durchaus gesundes Genossenschaftswesen erzielt werde, solle man lieber die Hand davon lassen. Der Reichsverband verlange nicht bloß Einigung in der Spitze sondern auch Rationalisierung unten und in der Mitte. Mit dem gleichen Recht müsse er als weitaus stärkste Gruppe an der Forderung der Führung des neuen Einheitsverbandes festhalten, wenigstens im Uebergangsstadium. Die große deutsche Genossenschaftsfront dürfe nicht bloß eine Scheinfront sein, sondern müsse von dem Geist wahrhafter genossenschaftlicher Zusammengehörigkeit getragen sein. Wenn alle von solchem Geiste beseelt seien, werde auch die immer noch schwebende Personenfrage zu lösen sein. Geheimrat Hohenegg ging dann auf den letzten Kompromißvorschlag für die

Besetzung der Aemter in dem Einheitsverband

ein. Er meinte, der Reichsverband maße sich nichts an, wenn er glaube, in seinen eigenen Reihen über Männer zu verfügen, die den Versuch wagen dürften, die Geschicke des geeinigten deutschen Genossenschaftswesens in die Hand zu nehmen. Eng verbunden mit dem Festhalten an der maßgeblichen Führung des Einheitsverbandes sei im Reichsverband die Forderung nach Beibehaltung der ehrenamtlichen Verwaltung. Im übrigen bleibe beim Reichsverband das Bestreben bestimmend, in sachlichem Wirken mit allen Stellen zusammenzuarbeiten, mit denen er organisatorisch oder geschäftlich verbunden sei; allerdings wolle er kein Vasall, sondern Verbündeter dieser Stellen sein. Mit Befriedigung könne von den Erklärungen des Präsidenten Klepper Kenntnis genommen werden, daß auch er in Selbstverwaltung und Selbstverantwortung die Grundlage des Genossenschaftswesens sehe. Wenn dies der Fall sei, dann sei die Stunde für eine volle Verständigung gekommen.

Verbandsdirektor Dr. Schöne (Dresden) sprach dann über das Thema „Welche Wege sind zum

weiteren Ausbau des genossenschaftlichen Warengeschäfts

zu beschreiten?" Er ging aus von den Strukturwandlungen, die sich in den letzten Jahrzehnten im Wirtschaftsleben vollzogen haben, und stellte fest, daß die Unternehmungsform der eingetragenen Genossenschaft der Eigenart und den Bedürfnissen der Landwirtschaft am besten entspreche. Es könne sich infolgedessen nur um eine Fortentwicklung und Vervollkommnung dieser Organisation handeln. Die Genossenschaft sei und solle mehr sein als ein privates Handelsgeschäft. Wenn die Landwirtschaft nicht der Spielball des übrigen Teiles der Wirtschaft werden solle, müsse sie dem Beispiel der anderen Gruppen folgen und die Nachfrage nach Bedarfsartikeln sowie das Angebot ihrer eigenen Erzeugnisse straffer als bisher zusammenfassen. Notwendig sei deshalb, in Mustersatzungen für Warengenossenschaften die Bezugs- oder Lieferpflicht festzulegen und zu bestimmen, daß ihre Erfüllung durch Verhängung von Vertragsstrafen erzwungen werden kann. In Sachsen sei bereits durch Satzungsänderung bestimmt worden, daß Düngemittel in Zukunft ausschließlich durch die Zentralgenossenschaft bezogen werden müßten. Bei der Regelung des Getreideverkehrs müsse das Bestreben dahin gehen, zu verhindern, daß das genossenschaftlich zu verarbeitende Getreide von mehreren Seiten angeboten werde und so ein falsches Bild von der tatsächlich vorhandenen Menge entstehe. Nur der Vertreter der Zentralgenossenschaft solle noch als Verkäufer auftreten. Eine Vergrößerung der Abhängigkeit von Kreditgebern, insbesondere von der Preußenkasse, müsse unter allen Umständen vermieden werden. Deshalb erscheine eine Kombination von Bezug und Absatz in einer Genossenschaft von erheblicher Wichtigkeit. Allerdings solle die Vielseitigkeit nicht zu weit getrieben werden. Der festere Zusammenschluß in der unteren und mittleren Schicht müsse fortgesetzt werden bis zur Spitze. Es gebe schon heute eine Reihe von Reichszentralen, für den Getreideabsatz seien jedoch zwei Spitzenorganisationen tätig, die Getreidehandelsgesellschaft und der Scheuer-Konzern, was nicht ganz nach Einheitlichkeit aussehe.

Es fehlten noch Spitzen für die Verwertung der Eier, des Obstes, vor allem aber der Milch.

Erfreulicherweise dringe die Erkenntnis in immer weitere Kreise, daß es so nicht weitergehen dürfe. Der Reichsverband müsse die Initiative ergreifen, hier den Fortschritt zu erzwingen.

In der Aussprache bemerkte der

Präsident der Preußenkasse, Dr. Klepper,

daß die Preußenkasse nicht in der Lage sei, von den Regeln des allgemeinen Geldmarktes abzuweichen. Für das Genossenschaftswesen sei es unbedingt notwendig, den Geldbedarf nach Möglichkeit aus eigenen Mitteln zu befriedigen, es sei nicht richtig, sich auf die Reichsbank zu verlassen. Im übrigen sei das Bemühen der Preußenkasse grundsätzlich darauf eingestellt, die Leistungsfähigkeit der Genossenschaften zu steigern und ihren Rückhalt zu verstärken. Dr. Klepper begrüßte die Ausführungen des Geheimrats Hohenegg, weil sie ergeben hätten, daß in der Vereinheitlichungsfrage sachlich keine Meinungsverschiedenheiten vorhanden seien. Bei der Vereinheitlichung solle man sich daran halten, wie die Leistungsfähigkeit des Genossenschaftswesens gehoben werden könne.

Es müsse möglichst ganze Arbeit gemacht

und vermieden werden, daß Kristallisationspunkte für etwaige Neubildungen zurückblieben. Bezüglich der Personenfrage habe er die unerschütterliche Ueberzeugung, daß die Vereinheitlichung des Genossenschaftswesens daran nicht scheitern werde. Wenn gelegentlich von Machtgelüsten gagenhungriger Prominenter gesprochen werde, so müsse festgestellt werden, daß Zeitungsnachrichten über bestimmte Gehaltssummen, über die verhandelt worden wäre, absolut unrichtig seien. Wie jedes große Werk, werde auch das Vereinheitlichungswerk das Ergebnis eines Kampfes sein, doch müsse dieser Kampf fair geführt werden.

Das letzte Referat erstattete Dr. Engelbrecht (Erwinen) über die Bedeutung der genossenschaftlichen Milchverwertung unter besonderer Berücksichtigung Ostpreußens. Durch eine weit über das heutige Maß hinausgehende Erfassung der Milchproduktion müsse dem Ziel einer weitgehenden Produktions- und Absatzregelung zugestrebt werden. Innerhalb der Landwirtschaft müsse der genossenschaftliche Sinn und die Erkenntnis von der Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit zur Förderung und Verbesserung der Micherzeugung gehoben werden, die öffentliche Hand müsse ausreichende Mittel gewähren, um Ausbildungsmöglichkeiten für Molkereipersonal zu schaffen und die milchwirtschaftliche Beratung zu fördern. Auch billige Kredite zur Neugründung von Molkereigenossenschaften und zur Modernisierung veralteter Betriebe seien notwendig.

Mit Schluß- und Dankesworten des Präsidenten des Reichsverbandes Dr. Johannssen fand der 42. Genossenschaftstag dann sein Ende.

Preußischer Landtag.

Kleinere Vorlagen.

(Privattelegramm der „Frankfurter Zeitung".)

✠ Berlin, 6. Juli. Der preußische Landtag erledigte heute zu Beginn kleinere Vorlgen. Zunächst wurde eine Reihe von Anrägen des Handelsausschusses angenommen. Das Haus genehmigte ferner zahlreiche Anträge des Ausschusses für Beamtenfragen. Unter ihnen sind erwähnenswert Anträge, die die Staatsregierung ersuchen, im Haushalt von 1930 unter Fortfall von 300 Hilfswachtmeistern oder Aushelfern die Zahl der Stellen der Justizwachtmeister um 300 zu vermehren; außerdem sollen für das gleiche Jahr 2600 Sellen von Bürobeamten in Planstellen des einfacheren Bürodienstes umgewandelt werden. Schließlich wird die Regierung ersucht, für Studienräte an höheren Schulen die Pflichtstundenzahl von 25 auf 24 und von 23 auf 22 herabzusetzen und die Altersermäßigung bei 42 statt 45 und bei 52 statt 55 Jahren eintreten zu lassen. Entsprechende Erleichterungen sollen auch bei den Volksschullehrern durchgeführt werden.

Das Haus verabschiedete hierauf in allen drei Lesungen die Novelle zum Ausführungsgesetz für das Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt, die die Neuwahl der Mitglieder der Jugendämter technisch der Neuwahl der Vertretung der übrigen Selbstverwaltungskörper anpaßt.

Es folgte die zweite Beratung des Gesetzentwurfs über einen erweiterten Staatsvorbehalt bei Aufsuchung von Gewinnung von Steinkohle und Erdöl. Die Staatsregierung hatte die Frage zunächst in einer Verordnung geregelt, die aber vom Staatsgerichtshof für ungültig erklärt wurde.

Während der Rede des Berichterstatters kam es zu einem

Zwischenfall.

Die vor längerer Zeit von den Landtagssitzungen ausgeschlossenen kommunistischen Abgeordneten nahmen zum ersten Male wieder an der Sitzung teil, sie marschierten geschlossen in den Saal und wurden von ihren Fraktionsgenossen mit einem dreifachen „Rotfront" begrüßt, so daß Präsident Bartel zu Ordnungsrufen genötigt war.

Nach kurzer Aussprache wurde das Gesetz mit großer Mehrheit in zweiter Lesung, anschließend in dritter Lesung in der Ausschußfassung endgültig angenommen. Mit den Stimmen der Linksparteien und eines großen Teils des Zentrums fand auch ein sozialdemokratischer Antrag Annahme, wonach für eine im Sinne des Artikels 155 Absatz 3 Satz 2 der Reichsverfassung erfolgte Wertsteigerung des Bodens eine Entschädigung nicht gewährt werden soll.

Neuer Dauerflugrekord.

Cleveland (Ohio), 6. Juli. (United Preß.) Einen neuen Dauerflugrekord mit Nachfüllen von Brennstoff in der Luft stellten die Piloten Newcomb und Mitchell an Bord des Stimson-Eindeckers „City of Cleveland" mit 174 Stunden 6 Minuten 20 Sekunden auf. Der bisherige Rekord betrug 172 Stunden 32 Minuten und wurde im Mai d. J. von den Fliegern Robbins und Kelly mit dem Flugzeug „Fort Worth" aufgestellt.

Zum Stinnes-Prozeß.

In Nr. 439 der „Frankfurter Zeitung" war über die Hauptverhandlung gegen Stinnes vom 14. Juni berichtet und darin gesagt, der Angeklagte Rothmann habe behauptet, der Untersuchungsrichter habe zu ihm in bezug auf Stinnes geäußert: „Wollen Sie diesen Lumpen noch weiter schützen?" Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß Rothmann seine Behauptung nicht gegenüber dem Untersuchungsrichter, sondern gegenüber dem Sonderkommissar Heinzmann aufgestellt habe.

AUS WELT UND LEBEN

Die Villa der Mysterien.

Die letzten, durch die Bank von Neapel unterstützten Ausgrabungen bei der berühmten Villa der Mysterien in Pompeji haben, nach den Erklärungen des Kultusministers in der Kammer, neues Licht auf die „orphischen Mysterien" geworfen und bilden, nach der völligen Zerstörung des Heiligtums von Eleusis, heute den einzigen Weg zu den dunklen Spuren ihres Ursprungs.

Die Gelehrten mögen darüber disputieren, wo in den Fresken und wie in den anderen Ausgrabungen die Wegzeichen sich finden zu den Quellen jener Religion, die als orphische oder als dionysische Mysterien Teile des griechischen Altertums erfüllt haben. Die Mysterien beruhen auf einer jener finsteren Legenden von Mord und Menschenfresserei, wie sie nicht selten in den grausigen Ursprüngen der Religionen zu finden sind. Aus diesen Mythen von Rache und Blut erwuchsen die orphischen Mysterien der Auferstehung. In sie wurden, nach geheimnisvollem Ritus, die Adepten, Mädchen wie Jünglinge, eingeführt. Sie wurden später, in mancherlei Abwandlungen, mit immer fessellloseren Bacchanalien gefeiert. Dunkler Anklang an den Ritus, mit dem die Adepten geweiht wurden, ist in den Fresken der pompejanischen Villa.

Diese Villa muß wohl, zusammen mit der ihr ganz nahe gelegenen des Diomed, den Sammelpunkt der Adepten gebildet haben. Sie sind die einzigen Villen, die aus der toten Stadt ans Licht gezogen sind. Sie liegt außerhalb des Tors nach Herculanum, schön im Tal, an den Hängen eines Weinhügels. Ihr etwas armselig gewordenes Aeußere verrät nicht den Reichtum, den sie birgt. Und wer darin, verführt von Name und Legende, andere als künstlerische Erregungen sucht, muß enttäuscht sein.

Zwei Räume sind es, ein verhältnismäßig großer und ein ganz kleiner, links von ihm. Nach dem Grün der Landschaft, dem grellen, allzuhellen Sonnenlicht schlägt warm das Grundrot der Mauern einem im Innern entgegen. Und aus dem pompejanischen Rot lösen sich ringsum im Rechteck Gestalten von einer Lebendigkeit, daß man im ersten Augenblick der Ueberraschung von einem Mittagstraum sich umfangen glaubt. Lebensgroß sehen Menschen dich an, treten — anders als Skulpturen — mit der blühenden Kraft ihrer Farbe, mit der nicht erstarrten Bewegtheit ihrer Gesten aus dem versunkenen Dunkel der zweitausend Jahre. Nackte Frauen, in Wollust erzitternd gespreizt, strenge Frauen in ernsten Gewändern, Meisterinnen, Lehrerinnen umhegten Geheimnisses gleich, hier Tänzerinnen, dort Satyrn und Tiere. Die sitzende Frau gleich am Eingang rechts mit dem gelben Gewand, die Arme raffend zum Haar hin erhoben — schmückt sie sich zum Akt der Weihe? Indes ein Amor ihr den Spiegel hält. Und das Gesicht scheint durchschauert von großer Erwartung. Aber das nackte und schöne Mädchen dort, das tanzend sich auf die Fußspitzen hebt, als schnellte sie sich im nächsten Augenblick von der Erde ab jubelnd in Himmelshöhen, es scheint schon gelöst vom Krampf der Unruhe, hingegeben dem Gott und dem Rhythmus. Welch seltene malerische Kraft in dieser tanzenden Mänade! Und was bedeutet diese andere, ganz dunkel gewandete Mänade, mit dem Thyrsosstab in der Hand, die mit so ernstem Gesicht, fast mahnend, auf die Gruppe von zwei Frauen schaut? Die ältere sitzt, die jüngere aber, die hinreißend schöne, hat sich, halb erst entkleidet, so leidenschaftlich und in solchem Schmerz ihr zu Füßen geworfen, als flehe eine Jungfrau um Gnade und Aufschub vor dem, was ihrer Kindlichkeit noch unfaßlich ist und auch als Opfer für einen Gott zu groß. Die nackte Brust, die Flanke, das gelöste Haar, ungemein schön geformt, ganz warm im Fleischton, zum Erbarmen schön und jung, alles: Brust und Flanke und Schenkel und Haar scheinen im Schmerz zu beben und zu flehen. Während doch rings um sie (auf den anderen Bildern) schon entfesselte Heiterkeit winkt, während junge Männer in Satyrmasken die Flöte blasen und mit der Lyra die Leidenschaft der Sinne locken, daß selbst die Zicklein, von streichelnder Hand erregt, groß und berauscht die rührenden Augen aufreißen. Während Dionysos schon auf dem Throne sitzt und seines Festes harrt, Jenes Mädchen aber wehrt sich vor der Meisterin, eingeführt zu werden in die orgiastischen und gefährlichen Mysterien....

Es ist nicht gut möglich, hier alle der etwa dreißig Figuren des näheren zu beschreiben, die auf den Fresken des großen Raumes lebendig geworden sind, oder viele durchaus interessante Einzelheiten, wie etwa den Fußbelag des Bodens aus weißen Marmorstücken, die ornamental von schwarzen Marmorsteinen durchzogen werden, oder das rein Dekorative des kleinen Raums links, zu dessen Bescheidenheit in der ganzen Ausschmückung direkt die Türe führt. Aber wir sind hier vor den weitaus größten, den umfangreichsten malerischen Szenen, die uns das Altertum hinterlassen hat. Was einen betroffen macht, ist, ganz anders noch als vor der gewissen feierlichen Starrheit antiker Skulptur, die ungeheure Lebendigkeit, der beseelte Atem, man muß (im weitesten Sinne) sagen: die Modernität dieser Malerei. Starke Farben mit starker Intensität des Ausdrucks verbunden. Hier ist oft schon Gelöstheit der Linien, Menschendarstellung aus anderer als heroisierender Linie heraus, fast möchte man sagen: hier ist schon das Menschliche an sich, nach und neben all der künstlerischen Glorifizierung des Göttlichen, getroffen. Und vielleicht waren das nur irgendwelche Meister ohne Ruhm und Namen, die das malten. Vielleicht gab es, nein, sicher gab es größere Maler, nur wissen wir nichts Rechtes von ihrem Werk. Und vielleicht nichts so wie das malerische Werk würde uns die ganze Lebenswärme und die Lebensatmosphäre von Menschen der Antike erhalten haben.

Joachim Friedenthal.

Das Bankkonto der Schwäne.

Als im vergangenen Winter in Schweden die Wasservögel sehr unter der Kälte litten, fanden sich einige gutherzige Menschen, die einen Hilfsfonds schufen, um die Schwäne zu retten. Man ließ das dicke Eis aufbrechen, um eine genügend große Oeffnung im Sund bei Landskrona zu schaffen und den Schwänen die nötige Nahrung zuführen zu können. Der zu diesem Zweck angesammelte Fonds erreichte bald einige 50 000 Kronen. Als das Eis geschmolzen und die Temperatur wieder mild geworden war, ergab sich, daß nur etwa die Hälfte des Hilfsfonds verausgabt war. Der Saldo wurde für die Schwäne angelegt, um vorkommendenfalls zum gleichen Zweck Verwendung zu finden.

hn.

Die Mumie der Kleopatra.

Von Albert Ehrenstein.

Die alten Aegypter waren sehr überzeugt von dem Wert ihrer Seelen und glaubten fest an deren Fortdauer nach dem Tode, sofern und insolange der Seele irdischem Behälter, dem Körper, Fortbestand verliehen war in Konserven: Mumien. Geldgier, der Besitztrieb zerstörte oft diesen Dauerwillen, der im neunzehnten Jahrhundert und in unseren Tagen auch noch ausgesetzt war gelehrtem Spieltrieb, der Sammelwut der Ausgräber. Wie übel ward mit ihrer Hilfe von der über jede Phantasie hinaus grausamen, rachsüchtig verträumten Wirklichkeit nach neunzehn Jahrhunderten deiner Mumie mitgespielt, o Kleopatra! Die Schadenfreude der Kleinen, ihr Vergnügen daran, daß auch Große von der Existenz ins Herz getroffen werden, möge nicht auf ihre schäbige Rechnung kommen!

Einige grauenumdämmerte Einzelheiten des Schicksals deiner Leiche, Kleopatra, erzählte mir jemand — wer, weiß ich nicht mehr; er — wer war es? — sagte auch, manches über die Odyssee und Irrfahrt deiner sonderbarstem Verderben geweihten Mumie stehe angeblich irgendwo in den kleinen Schriften Mommsens, dort, wo in einer Anmerkung, in dem letzten Fußtritt einer gelehrten Fußnote die große Königin Aegyptens den letzten einzigen Ruheplatz fand — die Stelle kann ich nicht genau angeben, ich habe sie umblätternd bei meinen Ausgrabungen noch nicht gefunden.

Dies sind nur meine blassen Erinnerungen an eine schattenhaft kurze Erzählung, Andeutung der geradezu legendären Schicksale deiner Mumie, o Pharaonin, o Pharao Kleopatra — mehr als Phantasie, traurige Geschichte. Das Grab der großen Kleopatra — ach was! kein Grab! Ihre letzten Ueberreste liegen kläglich verscharrt vor einem Keller der Wissenschaft und Weinkeller von Paris.

*

Als der kleine Korporal Napoleon Bonaparte am 1. Juli 1798 vor der (von seinem makedonischen Kollegen gegründeten und benannten) Hafenstadt Aegyptens erschien, schlief St. Kleopatra schon seit mehr als achtzehnhundert Jahren ebenda wohleinbalsamiert in irgendeinem Tempel, Felsenkeller oder Mausoleum. Der große Pompejus war ihr Vormund gewesen, den von Cäsar Geschlagenen ließ ihr Bruder Ptolemäus in Pelusium mündelsicher ermorden, der größere Cäsar ward ihr Retter vor diesem Bruder und ward Vater ihres Sohnes Cäsarion; einen anderen Bruder Ptolemäus ließ sie herrschsüchtig umbringen, lebte, schwelgte fast ein Jahrzehnt mit dem Triumvir Marc Anton, ein Greuel in den Augen des Bürgers Octavian und der Schwester Octavians: der mit Antonius verheirateten Fulvia. Als Octavian seinen Schwager — nicht ohne Schuld und Verrat Kleopatras — bei Actium besiegte und Marc Anton sich tötete, versuchte Tante Kleopatra ihren Neffen Octavian somatisch für sich zu gewinnen. Da der schnöde Familienvater dankend ablehnte, entschied sie sich für eine noch giftigere Schlange — sie war nicht Filmstar genug, Octavians triumphalen Einzug in Rom als besiegte Barbarenkönigin zu schmücken. Lieber sank sie aus der Ohnmacht des Lebens in die Ohnmacht des Todes.

Ob sie in den Spiegel sah, als sie ihren Tod drapierte, mag den mit Mitgliedern europäischer Dynastien lang nicht so strengen Historikern und Besserwissern eine Sorge bilden. Sie mögen sicher sein, daß diese Königin in Schönheit starb. Sie ging bitter ins Dunkel — ohne Klarheit über das Geschick ihres Cäsar-Sohnes Cäsarion, der dem Nepoten Octavian ebenso zum Opfer fiel wie die kleinen Söhne Alexanders des Großen seinen Feldherren-Epigonen. Kleopatra hörte nicht mehr die erstickte Stimme ihres in der Dämmerung sterbenden Kindes: „Mutter, wohin geht das Licht, wenn es finster wird?"

Kleopatra ward von Aegyptens Priestern rituell einbalsamiert, ihr Herz, ihr Hirn, ihre Eingeweide in vier Krügen neben der Mumie beigesetzt. Kleopatra schlief, ruhte aus von Abenteuern des Blutes, der Sinne, des Gehirns.

Wenn Kleopatra ihren Jahrtausendschlaf in einer Felshöhle abschlief, in einer der verborgenen Königsgrüfte Aegyptens, dann hat sie durch die Jahrhunderte keiner mehr erblickt, keiner der römischen Imperatoren, von denen sie wohl genug hatte, keiner der Kaiser von Byzanz, die ihnen folgten, keiner der mohammedanischen Städte-Erstürmer, Kalifen-Feldherren und Statthalter-Prinzen, nicht Saladin noch Ludwig der Heilige, kein Fatimide, kein Mameluck, kein Osmane.

Sehnsucht nach diesen Herren dürfte sie nicht gespürt haben, sie kannte Männer und Macht, die Männer des Orients, die braunen Mittelmeerleute. Aber was die Königin von Aegypten nicht kannte, hat ihren Zauberschlaf mit Wunscheskraft gestört. Es hieße Zigaretten nach Aegypten tragen, wenn ich behaupte, daß Kleopatra nur gar zu gern geraucht hätte. Daß man späterhin Zigarettensorten nach ihr benannt haben mag, war nur kargster, platonischer Ersatz, den sie kaum fühlte. Jedenfalls: die amerikanischen Rauchgegnerinnen, die Kleopatra für ihresgleichen halten (weil die Königin einmal eine Schlange allen Zigaretten der Erde vorzog), irren.

Keine Zigaretten? Die große Dame wartete geduldig, daß man ihr wenigstens Kaffee und Schokolade anbot. Aber das Schicksal gönnte ihr keinen Schwarzen mehr. Die Landesväter Aegyptens waren keine Kavaliere, sondern trübe Haremswächter, nicht ritterlich genug, die Wünsche einer armen Mumie zu erraten, ihre stillen Schreie, stummen Träume.

Kleopatra schlief also, was Männer anlangt, regungslos, leidenschaftslos: nichts Männliches war ihr fremd; sie kannte sich aus in der höchsten Kaste — in der Branche der Eroberer.

Wenn man kultiviert von Alexanders bestem Feldherrn abstammt, gehören Timur und Dschingiskhan zur armen Verwandtschaft, man sehnt sich nicht nach diesen ruppigen Feldwebeln — schon weil sie einem das blutrünstige Schicksal ja doch nicht erspart!

Zu den Epigonen Alexanders zählt in einer Hinsicht auch der kleine Korporal. Aus seinem geliebten Plutarch wußte er, daß den roten Spuren der Welteroberer errötend die gelehrten Aristotelesse zu folgen haben — und so schleppte er eine glatzenschimmernde Kohorte von Schriftgelehrten zu den Mumientöpfen Aegyptens mit. Die Blicke dieser weisheitsabgeklärten Eunuchen ruhten mit Wohlgefallen auf diversen Mumien und Abermumien, und so geschah's, daß Kleopatra mit diesem gelehrten Gefolge: Gevolk ihr Aegypten verließ — ohne Gallien zu erobern. Sie kam zu spät nach Paris, keine Zeitung meldete diese Sensation, niemand brachte ihr Bild. Und der kleine Korporal, in Aegypten von Indien träumend und der Idee, sich zum Mahdi der Oriente ausrufen zu lassen, hatte keine Augen für die schlafende Königin. Vielleicht erbebte die Scheinlebende zum ersten und letzten Mal, wünschte sich ihre Eingeweide aus den vier Krügen zurück — aber er ahnte weder in Aegypten noch in Frankreich, daß unweit von ihm eine Frau schlummerte, seiner würdiger und von Alters her viel besser ausgestattet mit sämtlichen Merkmalen und Insignien der Legitimität und kaiserlichsten Ebenbürtigkeit als Generationen von habsburgischen: einäugigen Stallmeistern zuzwinkernden Maria Louisen dieser Bastard-Erde.

Und so ward sie, die mindestens ebenso unfruchtbar und reizvoll war wie Josefine, ihm entführt, ehe er sie gesehen oder geahnt. Und sie ward hinweggerafft aus Aegypten, dem Lande ihrer Lebensherrlichkeit und Todesknechtschaft.

Aber die Gelehrten waren womöglich noch ungalanter als ihr oberster Kriegsherr. In ihren toten Augen hatten nur alte Mumien Existenzberechtigung, nur Mumien aus dem alten Reich — aus dem dritten oder vierten Jahrtausend vor Kleopatras Geburt — Daseinsberechtigung. Kleopatra ward irrtümlich, weil irgend ein Dilettant und Aegyptologenlehrling die Zeit ihrer Herkunft falsch bestimmt, zu früh angesetzt hatte, nach Frankreich verschleppt — als besserer Schiffsballast. Denn in Paris verstaute man die lächerlich junge Mumie, ohne sie weiterhin eines Blicks zu würdigen, blindlings in einen Keller (der Akademie oder Universität — wo die Aegyptologen ihren wertlosesten Kram aufzuheben pflegen und der Concierge seinen Wein).

Wenn es bei den Mumien schlechte Dubletten gäbe — sie hätten behauptet, Kleopatra sei eine, und hätten sie von Herzen gern gegen eine einbalsamierte Ziege archaischen Charakters verschachert. Sie hatten keinen „Mumm" auf diese jugendliche Mumie.

Kleopatra lag allein im feuchten Keller, auf der Armensünderbank der Mumien, wie es sich für eine zwar reizende, leider aber rezente Mumie gebührt. Niemand besuchte sie: ich meine kein Shakespeareforscher, kein Heroinenvergötterer, nicht einmal Anatole France — wohl aber krochen Ratten und Mäuse und Schaben und tausendfüßig die Asseln über den Leib, der Imperatoren beglückt und gestürzt hatte. Sie lag allein im Dunkel. Wie viele Kunsthändler, Antiquitätensammler, nekrophile Bankiers wären mit ihr glücklich geworden! Aber man ließ sie allein! Vor langer Weile lernte sie zählen. Bis drei. Von Napoleon dem ersten über den zweiten Napoleon (der von den Obelisken und Odalisken Schönbrunns nicht heimfand zu der sphinxgeborenen Tochter der Pyramiden) bis zu jenem dritten Napoleon, der sie vergebens beim Suezkanal suchte und dann auch noch unhöflich genug war, abwesend zu sein, als ihn sein deutscher Bruder Wilhelm auf Bismarcks Drängen in Paris besuchte.

Napoleone, Bourbonen, Orleans, Hohenzollern und deren Hausmeier, einander würdige deutsche und französische Revanche- und Befreiungskrieger kamen und gingen — keiner der biederen Monarchen, Präsidenten, Konsuln, Staatsmänner und Feldherrn fand es der Mühe wert, Kleopatra seine Aufwartung und Antrittsvisite zu machen.

Bis der Nil sich seines verschmähten Kindes erbarmte — in einer fern wirkenden Regung. Um die Zeit seiner Ueberschwemmung, irgendwann zwischen Juli und September begann auch die Seine sich zu rühren, zu steigen, sich zu erheben über die alltäglichen Ufer — in Keller und Gewölbe. Irgendwo in einem Keller begann eine einsame Mumie zwischen den Weinfässern zu tanzen — ihren letzten Tanz. Es kam die Flut, sie stieg. Sie befreite die Leiche aus der Gefangenschaft des Kellers, Schlammwasser trieb gegen die Mumie, bespülte sie mit dem letzten Tod, mit dem Flußwasser und dem Wein der zersprengten Fässer, bis die Mumie in Bordeaux und Burgunder sich in ihre Bestandteile auflöste. Das letzte Bacchanal. Kleopatras letztes Weinbad. Wasser und Wein trieb durch die gesprengte Kellertür ins Freie, Faßdauben obenauf und Leinenbinden.

Als die Sintflut sich verlaufen hatte, fand man einige schleimige Fetzen des gewesenen Körpers der Königin Aegyptens niedergeschlagen an Wände und Boden. Und priesterlos der Concierge setzte die letzten Reste der Vergänglichkeit dieser allzu irdischen Oberpriesterin der Liebe bei, begrub sie: Erde in die Erde, vor dem Keller. Wo kollert der steinerne Skarabäus umher, den man vor zwei Jahrtausenden auf die Brust der Toten unter die Leinenbinde legte?

„Alexander starb, Alexander ward begraben, Alexander verwandelte sich in Staub; der Staub ist Erde; aus der Erde machen wir Lehm: und warum sollte man nicht mit dem Lehm, worin er verwandelt ward, ein Bierfaß stopfen können?

Der große Cäsar, tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden
Oh, daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!"

Der Dokumentenfälscherprozeß.

(Privattelegramm der „Frankfurter Zeitung".)

≠ Berlin, 6. Juli. Zu der heutigen Sitzung war Erster Staatsanwalt Köhler erschienen, der anstelle des Oberstaatsanwalts neben dem Sachbearbeiter der Anklagebehörde Platz nahm. Sofort nach Eröffnung der Sitzung nahm

Erster Staatsanwalt Köhler

das Wort zu einer Erklärung, in der er betonte: „Der Prozeß hat einen Umfang und eine Form angenommen, den wir nicht vorausgesehen haben. Dieser Umstand hat mich veranlaßt, meinen Urlaub zu unterbrechen und neben dem bisherigen Sachvertreter der Anklage von jetzt ab an den Verhandlungen mitzuwirken. Wenn gestern die Staatsanwaltschaft verschiedene Fragen an die Zeugen beanstandet hat und wenn ich in Zukunft, was ich nicht hoffe, genötigt sein sollte, es ebenfalls zu tun, dann ist der Grund dafür nicht, daß die Anklagebehörde etwas vertuschen will. Wenn an einer Behörde Dreck kleben sollte, werde ich der Letzte sein, der es ermöglichen wird, das zu vertuschen. Alles, was aufgeklärt werden muß, soll rücksichtslos geschehen. Es geht aber nicht an, daß mit Rücksicht auf die Person und die Stellung der Angeklagten Dinge hineingetragen werden, die mit der Sache nichts zu tun haben.

R.-A. Dr. Jaffé: Auch die Verteidigung ist jederzeit bereit, nach Möglichkeit sich auf das Gebiet zu beschränken, das zur Würdigung der Beweisaufnahme und zur Urteilsfällung unbedingt notwendig ist. Wenn aber die Verteidigung Fragen stellen muß, die vielleicht auf den ersten Anschein nicht zur Sache gehören, so bitte ich, zu berücksichtigen, daß nicht jeder im Saal in den strategischen Feldzug der Verteidigung hineinschauen kann. Wir können nicht bei jeder Frage verhandeln, zu welchem Zweck sie gestellt ist. Die Anklage lautet auf Urkundenfälschung und Betrug, und da kommt es immer auf innere Vorgänge an. Für die Schuldfrage und das evtl. Strafmaß sind die Motive ausschlaggebend, daher muß die Verteidigung auch in die politischen Hintergründe hineinleuchten. Dasselbe gilt bei den Fragen an die Belastungszeugen. Die Verteidigung gibt aber die Versicherung ab, daß sie bestrebt sein wird, ihr Material nach Kräften zu sichten.

Sodann nahm der zweite Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Fuchs, zu einer

sensationellen Erklärung

das Wort. Dr. Fuchs führte aus:

„Ich protestiere auf das nachdrücklichste gegen einen unerhörten Beeinflussungsversuch, der mir nach der gestrigen Nachmittagssitzung gemeldet worden ist. Der hier im Saale anwesende Vertreter der Sowjet-Gesandtschaft hat es gewagt, dem von der Verteidigung als Sachverständigen über das Wesen und die Ziele russischer Fälscherzentralen im Ausland geladenen hervorragenden Schriftsteller Dr. Karl Johann v. Voß zu drohen, daß die Sowjet-Gesandtschaft, wenn er sein Gutachten erstatten würde, dies als Kriegserklärung auffassen würde. (Große Bewegung im Saal.) Ich protestiere gegen diese Ueberhebung, mit der versucht wird, den Bazillus bolschewistischen Terrors in ein deutsches Gerichtsverfahren einzuschleppen. Dieser Versuch ist ja nur die Fortsetzung jenes auch noch ungeklärten, von mir unter das Zeugnis des Kriminalkommissars Dr. Braschwitz gestellten Vorganges, laut welchem die Sowjet-Gesandtschaft der Kriminalpolizei eine Liste der Personen übersandt hat, deren Verhaftung in der Sache Orloff sie wünschte. Ich weiß, daß alle hier versammelten Rechtsorgane diesem bolschewistischen Terrorbazillus gegenüber immun sind. Ich bitte aber das Gericht, den anwesenden Sowjetvertreter dringend aufzufordern, von der Wiederholung derartiger Versuche, in den deutschen Rechtsgang einzugreifen, ein für allemal Abstand zu nehmen. Der Sachverständige v. Voß, der durch diese Drohung sehr betroffen und verstimmt worden ist, bittet das Gericht um Schutz."

Der Vorsitzende antwortete, daß sich das Gericht die Stellungnahme zu dieser Erklärung vorbehalte.

Hierauf wurde die

Vernehmung des Zeugen Harald Siewert

fortgesetzt, der, eine Mahnung des Vorsitzenden nach Kürze außer Acht lassend, in größter Weitschweifigkeit seine Schilderung machte. Von sich selbst sagte er, daß er in Kurland geboren und Deutschbalte sei. Da sein Vater nur Brocken Russisch gesprochen habe, sein Großvater überhaupt nicht, sei er rein deutschen Geblütes gewesen. Er habe in Riga Chemie studiert und sei durch die Staatsverhältnisse gezwungen, Reserveoffizier in russischen Diensten gewesen. Nach dem Kriege habe er das bolschewistische Chaos miterlebt und damals schon als Mittelsperson mit den deutschen Truppenführern zusammengearbeitet. Nach seiner aktiven Teilnahme an der Befreiung Rigas sei er nach Berlin gegangen. Er habe als deutscher Balte das Bedürfnis gehabt, Deutschland vor dem Schicksal des Bolschewismus zu bewahren. Im Jahre 1919 habe er in Berlin aus eigenen Mitteln seinen Nachrichtendienst gegründet. Infolge seiner objektiven Haltung habe er viele Beziehungen anknüpfen können. Sein Büro sei von keiner politischen Partei abhängig gewesen. Der Bolschewismus sei international, deshalb habe er freundschaftliche Beziehungen mit der sozialdemokratischen Regierung und ebenso mit der deutschnationalen gehabt. Da die bolschewistische Spionage seine Nachrichten immer in die Hände bekommen hätte, habe er das Manuskript nicht mehr drucken lassen, sondern in Schreibmaschinenschrift die Nachrichten nur einem kleinen Kreis zugänglich gemacht. Siewert erklärte dann, daß er ganz ruhig seine Stellung zu den Behörden schildern könnte, denn da wäre nichts zu vertuschen. Wenn Nachrichten gekommen seien, die der Polizei hätten zugänglich gemacht werden müssen, seien sie nach Prüfung auf ihre Richtigkeit der Polizei zugeleitet worden, und zwar, wie er öffentlich betonen wollte, kostenlos. Selbstverständlich wären auch manchmal Fehler unterlaufen, aber die Polizei habe gewußt, daß seine Tendenz restlos objektiv wäre, und habe ihm im allgemeinen vertraut. Den Angeklagten Orloff schilderte der Zeuge als einen Mann mit einem phänomenalen Gedächtnis, der gleich einem lebenden Konversationslexikon über die Kommunisten und ihre Führer glänzend informiert gewesen sei. Er habe auch die besten Beziehungen zum Zentrum der Emigranten in Paris gehabt. Drei Jahre nach Orlow, im Jahre 1924, habe er auch Pawlonowski kennen gelernt, der von sich behauptet habe, daß er unerhört wichtige Dokumente bei sich hätte. Diese Schriftstücke hätten aber zum größten Teil gar nicht Deutschland betroffen, sondern nur ukrainische Verhältnisse behandelt. Siewert betonte, er habe sich deshalb für Pawlonowski interessiert, weil dieser Drucksachen mitgebracht und genaue mündliche Berichte über die Arbeiten und Methoden der Tscheka geliefert habe. Pawlonowskis Ansprüche, der für seine Dokumente 10 000 Dollar gefordert habe, habe er aber nicht befriedigen können, wohl aber ihm versprochen, sie aufzutreiben. Er habe dann Pawlonowski monatlich etwa 450 Mark gegeben, und auf dessen Jammern hin, daß er davon zuviel für seinen Agenten abgeben müsse, sei er, Siewert, zu Kriminalkommissar Heller gegangen, um diesen um Unterstützung zu bitten. Von Kommissar Heller habe er einige Monate lang 200 Mk. für Pawlonowski erhalten. Wenn er davon für sich selbst 10 pCt. abgezogen habe, so spreche das nur für seine Bescheidenheit, denn andere Nachrichtenbüros hätten diese Summe mit ihren Agenten halbiert. In diesem Zusammenhang erklärte der Zeuge auch, daß er für sein Nachrichtenmaterial von dem Reichskommissariat und auch von anderlei Behörden eine angemessene Bezahlung erhalten habe. Auf wiederholte Fragen der Verteidigung gab er auch zu,

auch von ausländischen Stellen Geld erhalten zu haben;

dabei habe er aber immer vorher Oberreg.-Rat Mühleisen gefragt, ob hiergegen Bedenken bestünden. Erst mit dessen Genehmigung habe er sich ans Ausland gewandt. Im Jahre 1925 hätten die Beziehungen zwischen Orloff und Pawlonowski begonnen. Auf Wunsch Orloffs, der diesen interessanten Menschen hätte kennen lernen wollen, habe er die Bekanntschaft vermittelt. Zur

Frage der Trilesser-Briefe

erklärte sodann Siewert, daß erste Dokument, das er erhalten hätte, sei das Dittmar-Dokument gewesen, wofür er 8000 Mark bezahlt habe. Dann seien aus derselben Quelle, von einem Bekannten in der Botschaft weitere Dokumente gekommen; er sei aber mißtrauisch geworden und habe die Verantwortung für die große geforderte Summe nicht mehr übernehmen wollen. Als er nach der Herkunft gefragt habe, sei ihm der Name Kroschko genannt worden, jener große Unbekannte, hinter dem Pawlonowski sich immer versteckt hätte. Die Veranlassung zu diesem Material sei sein, Siewerts, Auftrag an Pawlonowski gewesen, den Spitzel im Reichskommissariat herauszufinden. Gleichzeitig mit den Dokumenten, die die Entlarvung dieses Beamten herbeiführen sollten, habe er, Siewert, die Postlagerbriefe von Pawlonowski erhalten. Zu gleicher Zeit habe er gemerkt, daß Pawlonowski und Orloff viel zusammensteckten und ihm dies verheimlichten. Dazu sei noch gekommen, daß er noch einmal Kroschko getroffen habe, der dabei erklärte, daß er mit den Briefen gar nichts zu tun hätte. Er habe dann später die Trilesser-Briefe an Oberregierungsrat Mühleisen weitergegeben, der sofort von einem aufgelegten Schwindel gesprochen hätte.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob er die Trilesser-Briefe für unecht halte und ob er dafür Unterlagen besitze, antwortete Siewert, daß er diese Frage noch vollkommen offen lassen müsse, denn eine beglaubigte Unterschrift des Trilesser sei nie zu erlangen gewesen.

Ein Totschlagsprozeß.

≡ Stuttgart, 5. Juli. Wir hatten vor einiger Zeit berichtet, daß auf Prof. Dr. Baisch, als er sein Auto besteigen wollte, von einem Bankier Berger ein Attentat verübt wurde, das glücklicherweise keine schlimmen Folgen hatte, aber zur Festnahme Bergers und zu einem gerichtlichen Nachspiel führte. Die Angelegenheit wurde nun gestern gerichtlich ausgetragen und führte zur Verurteilung des Berger, der wegen versuchten Totschlags zu einem Jahr vier Monaten Gefängnis verurteilt wurde, auf die ein Monat von der Untersuchungshaft angerechnet wurde. Der Staatsanwalt hatte zwei Jahre sechs Monate beantragt, das Gericht billigte dem Angeklagten jedoch mildernde Umstände zu, weil seine Ehe in unverantwortlicher Weise gestört worden sei. Berger wollte eine Abfindungssumme von 20 000 Mk. von Prof. Baisch haben. Dieser verwies Berger an seine Rechtsanwälte und lehnte persönliche Verhandlungen ab, zumal er früher schon die Verpflichtung übernommen und erfüllt hatte, für das Kind Bergers, der in schlechten Vermögensverhältnissen steht, zu sorgen. Nach dieser Ablehnung hat Berger dann Prof. Baisch beim Besteigen des Wagens abgefaßt. Als ihm eine Unterredung verweigert wurde, hat er ihn blindlings angeschossen. Der Tatbestand der Erpressung im strafrechtlichen Sinn war zwar nicht gegeben, aber daß ähnliche Motive im Hintergrund mitsprachen, hat der Prozeß eindeutig erwiesen. Das Gericht hat auch die Absicht des Totschlags für erwiesen angenommen.

≠ Berlin, im Juli. Der Generaldirektor des Bühnenvolksbundes, Hüpkens, der vor einem Jahre an die Stelle des Direktors Gerst getreten war, hat, wie der „Vorwärts" mitteilt, am 1. Juli seinen Posten niedergelegt. Als Grund wird angegeben, daß Herrn Hüpkens, der auf dem linken Flügel des Zentrums stehen soll, durch die starken Gegensätze zwischen den verschiedenen Gruppen, die im Bühnenvolksbund eine Rolle spielen, eine ersprießliche Weiterarbeit unmöglich geworden sei.

Der Weißenseer Raubmord.

(Privattelegramm der „Frankfurter Zeitung".)

≠ Berlin, 6. Juli. Durch die Verhaftung und Vernehmung des Weißenseer Raubmörders Kurt Przybylski gelang es, zwei seiner Mitwisser, den 22jährigen Erich Scheffel und den gleichaltrigen Karl Matterson, zu ermitteln und festzunehmen. Bei den Vernehmungen der drei Komplizen ergab sich dann, daß schon seit längerer Zeit ein Raubzug auf das Sengersche Geschäft geplant war. Zwei der Burschen hatten bereits in der Nacht vor dem Morde versucht, in das Geschäft einzudringen, wurden aber gestört und mußten flüchten. Bei den Vorbesprechungen über den Raub hatte man bereits vereinbart, daß im Notfalle Gewalt angewendet werden sollte.

Erfreulich ist, daß die Berliner Kriminalpolizei im Unterschiede zu zeitweiligen Polizeigepflogenheiten trotz des Erlasses eines richterlichen Haftbefehls gegen den Bruder der Ermordeten und trotz einer eigenartigen Verdichtung der Verdachtsmomente gegen den zu Unrecht Beschuldigten nicht lediglich Beweismaterial in dieser einen Richtung zu sammeln versucht hat, sondern auch mit aller Energie den Entlastungsmomenten und den anderweitigen Spuren nachgegangen ist.

Uebernahme der „Bremen".

□ Bremen, 6. Juli. Der Schnelldampfer „Bremen" des Norddeutschen Lloyd ist heute morgen 8.15 Uhr in Bremerhaven-Reede angekommen und hatte um 9 Uhr bereits an der Columbus-Kaje festgemacht. Die „Bremen" ist gestern um 18 Uhr bei Kap Lindesnase (Norwegen) nach sehr zufriedenstellend verlaufener Probefahrt von Generaldirektor Glässel namens des Norddeutschen Lloyd übernommen worden. Das Schiff hat in der Probefahrt die kontraktlichen Vereinbarungen voll erfüllt und eine Maximalgeschwindigkeit von 28.5 Knoten gelaufen.

Vermischte Nachrichten

Gattenmord. Als Folge ehelicher Zwistigkeiten hat anfangs dieser Woche, wie die Untersuchung jetzt ergeben hat, ein 23 Jahre alter Chauffeur aus einer Gemeinde des Renchtales seine 21jährige Frau in der Gegend von Kehl in den Rhein geworfen. Er benutzte einen Motorradausflug in die Umgebung von Kehl, um sich seiner Frau zu entledigen, die er zunächst als vermißt meldete. Im Verlauf der Untersuchung hat er seine Tat nunmehr eingestanden.

Abgewiesene Klage. Aus Berlin wird uns gemeldet: Der Verband zum Schutze musikalischer Aufführungsrechte hat die Genossenschaft deutscher Tonsetzer und das Reichskartell der Musikveranstalter, die zusammen am 16. März ds. Js. einen Meistbegünstigungsvertrag abgeschlossen hatten, gemeinsam verklagt. Die Klage ging auf Feststellung der Nichtigkeit des Meistbegünstigungsvertrages. Bei dem Termin vor dem Landgericht I Berlin wurde die Klage des Verbandes kostenpflichtig abgewiesen.

Kriegsbeschädigt und arbeitslos. Wir haben an dieser Stelle im Ersten Morgenblatt vom 2. Juli einen von Wolff verbreiteten Gerichtsbericht aus Darmstadt unter dieser Ueberschrift wiedergegeben. Offenbar sind die Gesichtspunkte der Stadtverwaltung Darmstadt in jener Gerichtsverhandlung nicht deutlich genug zum Ausdruck gekommen. Der Darmstädter Oberbürgermeister weist in einer Zuschrift an uns darauf hin, daß der arbeitslose Kriegsbeschädigte nicht, wie eine Aerztin in jenem Prozeß aussagte, in einem Pferdestall, sondern in einer Burschenwohnung über einem Pferdestall untergebracht war. Er zog ohne Berechtigung nach Darmstadt zu. Der Inspektor des Wohnungsamts habe ihm nicht gesagt, daß keine Sprechstunde mehr sei, sondern daß er auf die Abfertigung einer Kriegerwitwe warten solle. In der Zeit vom 1. bis 15. Januar haben dem Arbeitslosen 81 Mark steuer- und abgabefrei zur Verfügung gestanden, zudem sei das Familienoberhaupt einen Teil dieser Zeit über im Krankenhaus untergebracht gewesen. Der Kriegsbeschädigte sei eine renitente Persönlichkeit, die dafür bekannt sei, daß sie alle Quellen der Wohlfahrtspflege weidlich ausnütze und zudem noch in jeder Weise auch vor den übrigen Hilfsbedürftigen bevorzugt sein wolle.

Autounglück. Aus Ründeroth (Reg.-Bez. Köln) wird gemeldet: In der Nacht zum Samstag platzte an einem Auto, das von Niederseßmar kam und mit fünf Personen besetzt war, an einer Kurve der Reifen eines Vorderrades. Das Auto überschlug sich. Der am Steuer sitzende Bieragent Rudolf Roetger aus Niederseßmar, der verheiratet und Vater von zwei Kindern ist, und die neben ihm sitzende Hilde Müller aus Dieringshausen waren sofort tot, dagegen sind die übrigen drei Insassen sämtlich nur leicht verletzt worden.

Fürsorgezöglinge ziehen die Notbremse. Zwei Fürsorgezöglinge, die unter Begleitung eines Beamten nach Trier gebracht werden sollten, zogen kurz hinter der Station Schweich die Notbremse; im Schutze der Dunkelheit gelang es ihnen, aus dem sofort haltenden Zug zu entfliehen. Alle Nachforschungen waren bisher ergebnislos.

Professor Otto Taubmann †. Im Alter von 70 Jahren ist in Berlin der Komponist, Musikkritiker und Lehrer an der Hochschule für Musik Professor Otto Taubmann gestorben. Er stammte aus Hamburg und ist namentlich in der Chormusik schöpferisch hervorgetreten.

Der Sport

Die Preise des „Nürburgring"-Rennens.

Für den vom Automobilclub von Deutschland veranstalteten „Großen Preis der Nationen für Sportwagen 1929", der die überaus stattliche Meldeziffer von 44 Nennungen aufweist, sind nicht weniger als 16 Ehrenpreise gestiftet worden. 1. Der Sieger im Gesamtklassement des Rennens um den „Großen Preis der Nationen für Sportwagen 1929" erhält RMk. 30 000 und den massiven Goldpokal des A. v. D. 2. Der Zweite im Gesamtklassement erhält RMk. 20 000, gegeben vom A. v. D. 3 Der Dritte im Gesamtklassement erhält RMk. 10 000, gegeben vom A. v. D. Diejenigen Bewerber, die nicht einen der drei obigen Preise des Gesamtklassements gewonnen haben, aber in ihrer Gruppe placiert sind, erhalten: 4.—5. Die Ersten in jeder Gruppe je RMk. 8000 und je einen silbernen Pokal, gegeben vom A. v. D. 6.—8. Die Zweiten in jeder Gruppe je RMk. 4000, gegeben vom A. v. D. 9.—11. Die Dritten in jeder Gruppe je RMk. 2000, gegeben vom A. v. D. 12. Einen Ehrenpreis für den Nennenden des schnellsten Wagens mit Zweitaktmotor, der die vorgeschriebene Strecke in der Wertungszeit beendet hat. 13. Einen Ehrenpreis für den schnellsten Fahrer der 6. Runde, gestiftet von Frau Elisabeth Junek, Prag. 14. Den goldenen „Nürburg-Ring" für den Gesamtsieger im Rennen um den „Großen Preis der Nationen für Sportwagen", gegeben von der Nürburg-Ring G. m. b. H. 15. Eine Erinnerungsgabe für die Mitfahrer der Wagen, die das Rennen in der — in den §§ 7 und 26 der Ausschreibung — festgesetzten Frist beendet haben, gegeben vom A. v. D. 16. Einen Erinnerungsbecher für die Fahrer, die am Rennen teilgenommen haben und nicht placiert sind, gegeben vom A. v. D.

Helen Wills wieder Meisterin.

Im Wimbledon gab es am Freitag zwar nur wenige, dafür aber umso interessantere Spiele. Im ersten Final des Tennis-Turniers kam die amerikanische Meisterin Helen Wills in ununterbrochener Reihenfolge zum drittenmale in den Besitz des Titels einer inoffiziellen Weltmeisterin. Sie trat im Endspiel gegen ihre Landsmännin Helen Jacobs an und siegte zwar dem Ergebnis nach 6:1, 6:2 leicht, hatte aber härteren Widerstand zu überwinden, als das Resultat vermuten läßt.

Im Gemischten Doppel gab es wieder zwei Favoriten-Niederlagen. Bennet-Cochet unterlagen gegen Joan Fry-Collins 6:2, 4:6, 6:8. Später besiegten dann Fry-Collins Ryan-Gregory 6:2, 6:3 und qualifizierten sich damit für die Schlußrunde, bei der sie auf Wills-Hunter treffen. Die Amerikaner schalteten „Bobby" Heine-Farqueharson (Südafrika) 8:10, 6:2, 6:3 aus. Wills-Hunter mußten sich sehr strecken, um die Südafrikaner nach härtestem Kampf zu schlagen.

Im Damen-Doppel siegten die Titelverteidiger Watson-Michell gegen Ilqueham-Harvey erst nach schwerstem Ringen 6:4, 5:7, 6:2.

Die Große Henley-Regatta.

Die Hauptrennen des Freitags waren die Vorschlußkämpfe um den Diamonds Sculls. Hollands Olympiakämpfer, Gunther schlug den Engländer Triverton in 10:47 Minuten mit drei Längen Vorsprung. Im zweiten Lauf siegte der Kanadier Wright über den Engländer Bradley in 10:27 Minuten und trifft nunmehr im Endlauf auf Gunther.

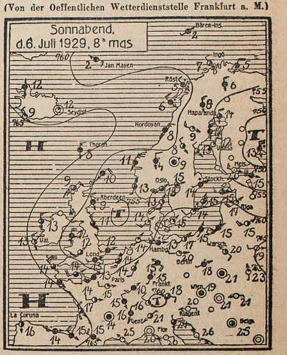
Die Vorrennen um den Großen Herausforderungspokal brachten eine große Ueberraschung, indem die American Browne Nicholls School Boston über Sidney Sussex College Cambridge in 8:33 Minuten überlegen siegte. Die Sensation des Tages aber bildete der Sieg der First Trinity Cambridge, die in 8:28 Minuten Amerikas Olympia-Achter, die Columbia-Universität, überlegen auf den zweiten Platz verweisen konnten.

= **Rennen zu Hoppegarten.** Am Sonntag gibt es in Hoppegarten zwei Prüfungen ersten Ranges. Im Lehndorff-Rennen 2200 Mtr.) hat Serapis, der seine glänzende Verfassung in Hamburg erwiesen hat, eine gute Gelegenheit, seinen vorjährigen Erfolg zu wiederholen. Melkart war schon in Hamburg hinter ihm, und Rebell sowie Farn dürften Serapis auch nicht schlagen können. Rebell, der im Derby gut lief, sollte noch am weitesten kommen. Die zweite Glanznummer ist das Sierstorpff-Rennen (1000 Mtr.), die erste klassische Prüfung der Zweijährigen. Von den voraussichtlichen Bewerbern haben Roderich, Osmunda, Polyglott, Sirona, Gradiva und Mangrove bereits gesiegt. Den besten Eindruck hat dabei zweifellos Mangrove hinterlassen, die voraussichtlich die Weinbergschen Farben vertreten wird. Gradiva könnte auch genügen. Der gefährlichste Gegner für Blau-Weiß steckt vielleicht in dem Oppenheimschen Amalfi, einem Bruder von Avanti, der in der Arbeit sehr zu gefallen weiß. Weiterhin seien als chancenvolle Pferde genannt: Geier-Rennen 1400 Mtr.): Alexandria; Arnfried-Rennen (1800 Mtr.): Torrone; Habenichts-Rennen (1200 Mtr.): Majaki; Herold-Rennen (1400 Mtr.): Schwarzdorn; Gibraltar-Rennen (1600 Mtr.): Faretra.

= **Der Deutsche Stutenpreis** ist vom Hamburger Renn-Club für 1929 neu ausgeschrieben worden. Die klassische Dreijährigen-Prüfung, mit 20 000 Mark dotiert, führt über 2400 Meter und kommt am 6. Oktober zur Entscheidung.

Wetterberichte vom 6. Juli

(Von der Oeffentlichen Wetterdienststelle Frankfurt a. M.)



Die vorgestern bei uns eingedrungene kühlere Luft, in deren Bereich gestern vorübergehend fast heiteres Wetter eintrat, wird zur Zeit wieder durch wärmere Luft in der Höhe verdrängt, wobei es wiederum zu Druckfall und verbreiteten Niederschlägen kommt. Damit wird aber die Zufuhr der subtropischen Warmluft zunächst beendet. Starker Druckanstieg im Westen Europas wird eine mehr nördliche Strömung und stärkere Abkühlung hervorrufen. Die Witterung behält dabei heute zunächst noch den trüben Charakter, doch nimmt die Niederschlagsneigung ab und für morgen nachmittag ist sogar wieder Aufheiterung zu erwarten. Der hohe Druck wird sich diesmal wahrscheinlich weiter über den Kontinent ausdehnen und einige Tage trockenes und ungestörtes Wetter hervorrufen.

Vorhersage bis Sonntag abend: Zunächst noch ziemlich wolkig, aber nur ganz geringe Neigung zu Niederschlägen, später aufheiternd, langsame und stetige Abkühlung, nach Norden drehende Winde.

Witterungsaussichten bis Montag abend: Zunächst kühl, tagsüber Erwärmung, vorwiegend trocken.

Reisewetterdienst.

Ort	Temperatur	Temperaturverlauf	Witterung	Ort	Temperatur	Temperaturverlauf	Witterung
Baden-Baden	14	schwül	wolkig	Garmisch-Partenk.	18	warm	Regen
Bad Dürkheim	15	warm	Schauer	Oberhof	12	kühl	"
Bad Ems	14	mild	trüb	Schierke	13	warm	Schauer
Berchtesgaden	18	warm	Regen	Schreiberhau	14	"	wolkig
Freiburg i. Br.	14	normal	wolkig	Travemünde	17	mild	"

Berliner Beiträge
der
Frankfurter Zeitung
*
Juli
*
Heute im
Zweiten Morgenblatt

Konzentration auf einen Typ
HORCH 8

HORCH

Seit Jahren arbeiten Fabrikanten und Kaufleute, Künstler und Ingenieure des Zwickauer Werkes an der Vervollkommnung des Types, des HORCH 8. Ihre Konzentration ist seine Stärke.

BÖHM

HORCH-VERKAUFSSTELLE FRANKFURT A. M.: HORCH-FILIALE, NEUE MAINZER STRASSE 18. TEL.: HANSA 8988 u. 8989

BADEN-BADEN: Ludwig Gerstenmaier, Augustastr. 17 | BONN: Dittmar Finkler, Am Hof 32/34 | DARMSTADT: Arnold Haas, Wilhelminenstr. 9 | FREIBURG: Verkaufsbüro der Horchwerke, Leiter: J. M. Lang, Goethestr. 67 | HEILBRONN a. N.: Kraftverkehr Württemberg A.-G. | KARLSRUHE: Verkaufsbüro der Horchwerke, Kaiserstr. 148 | KASSEL: Kraftmaschinen-A.-G., Seidlerstr. 6 | KOBLENZ: Wingenfeld & Bildhauer, Hohenzollernstr. 118/119 | MANNHEIM: Verkaufsbüro der Horchwerke, Friedrichsplatz 14 | MÜNCHEN: Horchfiliale Maximilianstr. 41 | NÜRNBERG: Autoka, Automobil- u. Karosserie-G. m. b. H., Jacobstr. 7 | PFORZHEIM: Heinrich Gerstel, Altstädterstr. 14 | ROTTWEIL a. N.: Rieble & Mathauer | STUTTGART: Horchfiliale, Tübinger Straße 25 | ULM a. D.: Kraftverkehr Württemberg A.-G., Schwaben-Garage, Frauenstr. 124 | WIESBADEN: Erdbauer & Doerr, Dipl.-Ing., Nicolasstr. 7 | WÜRZBURG: Markus, Fahrzeug-Verkaufs-G. m. b. H.